Der Westen

Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 E21949 Heft 3/4 2024 71. Jahrgang www.gesellschaft-elsass-und-lothringen.de

Lützelburg in Lothringen (historische Fotografie)

Inhalt

Buchbesprechung:
Harald Bruckert: Das Reichsland Elsaß-Lothringen 1870/71–1918 2

Buchbesprechung:
Pierre Henri Bieber: Regards croisés. Entre « récit » et « brûlot »,
que dire des protestants alsaciens de 1940 à 1944 ? 9

Impressum 13

Harald Bruckert: Das Reichsland Elsaß-Lothringen 1870/71–1918, Ubstadt-Weiher, Heidelberg, Speyer, Basel (Verlag Regionalkultur) 2025, 216 Seiten (ISBN 978-3-95505-506-6).

Das Reichsland Elsaß-Lothringen spielt in der offiziellen, also der obrigkeitlich vorgegebenen Erinnerungskultur Deutschlands keine Rolle, zumindest keine positive Rolle. Ein Wissenschaftler, gar ein Nachwuchshistoriker tut sich keinen Gefallen, wenn er sich diesem staatlichen Gebilde, das innerhalb des 1867/1871 gegründeten Deutschen Reiches 48 Jahre bestanden hat, zuwendet, zumindest dann nicht, wenn er den gewünschten negativen Unterton nicht erklingen läßt.

Um so beachtlicher ist es, daß Harald Bruckert, mit einer Arbeit über einen Gegenstand der spätantiken Kirchengeschichte promovierter Historiker und Lehrer an einem Gymnasium im pfälzischen Landau, nun ein Buch vorgelegt hat, das den Anspruch erhebt, die Geschichte des Reichslandes Elsaß-Lothringen „in wissenschaftlich fundierter, jedoch allgemein verständlicher Form“ darzubieten, und sich somit, wie es im Vorwort heißt, „an den interessierten Laien“ wendet.

Das Vorwort führt als jüngste, wenngleich sehr knappe, Gesamtdarstellung in deutscher Sprache das 1991 erschienene Büchlein von Max Rehm auf[1], als aus jüngerer Zeit stammende Darstellungen in französischer Sprache Bücher des vor wenigen Jahren verstorbenen elsässischen Landeshistorikers Bernard Vogler. Als dieser einmal äußerte, für ihn seien die goldenen Zeitalter der elsässischen Kultur die Zeit der Renaissance und die Reichslandzeit, wurde er von einem seiner Straßburger Kollegen scharf angegriffen. Die von Vogler 2003 herausgegebene „Histoire de l’Alsace“ wurde in der „Revue de l’Alsace“ harsch kritisiert.[2] Überwunden, wie Bruckert das in seinem Vorwort glauben machen könnte, ist die sozusagen klassische französische Sicht auf die Reichslandzeit also nicht. Bruckert selbst bezeichnet sie als „kulturelle Glanzzeit“, die zu den „Höhepunkten der elsässischen Geschichte zählt“.

Überblick über tausend Jahre

Im ersten Kapitel seines Buch gibt

Bruckert einen kurzen Überblick über die Geschichte des Elsaß und Lothringens bis zum Jahre 1870 (S. 11–37). Er folgt dabei fast ausschließlich den Beiträgen zu einem im Jahre 2002 von Michael Erbe herausgegebenen Sammelband, der auf eine an der Universität Mannheim gehaltene Ringvorlesung zurückging. Auf Seite 13 ist bei der Aufzählung der zehn zur elsässischen Landvogtei gehörenden Städte die Reichsstadt Kaysersberg vergessen. Der Chor des Straßburger Münsters war auch nach der Einführung der Reformation in der Reichsstadt dem katholischen Kultus verblieben, protestantischer Gottesdienst fand vor dem – damals noch stehenden – Lettner im Schiff statt. 1681 brauchte also nicht das gesamte Münster „für die Katholiken“ in Besitz genommen zu werden. Und Ludwig XIV. „feierte im Münster die Messe“ nicht – er war ja kein Priester –, sondern hörte eine solche (S. 23). Als Reichsstadt hatte Straßburg auch vor 1681 nicht Kriege führen dürfen – eigenmächtige Fehden hatte für das gesamte Reichsgebiet schon der Ewige Landfrieden von 1495 verboten – und auch nicht „in letzter Instanz Recht sprechen“ können. Wie den Bürgern aller Reichsstädte stand auch den Straßburgern der Rechtszug zu den höchsten Reichsgerichten, dem Reichskammergericht und dem Reichshofrat, offen. Die Nähe „zum liberalen Großherzogtum Baden“ kann den Ausbruch der französischen Julirevolution nicht befördert haben. Baden war 1830 alles andere als „liberal“, bis zum März 1830 herrschte dort der „reaktionäre“ Großherzog Ludwig I. (S. 33).

Die spanische Thronkandidatur und der Deutsch-französische Krieg 1870/71

Das zweite Kapitel trägt den Titel „Der deutsch-französische Krieg und die Gründung des Reichslands“ (S. 39–52). Hier wird einiges schief dargestellt. Schon die im ersten Satz aufgestellte Behauptung, der preußische Sieg von 1866 habe die Machtverhältnisse „stark zuungunsten Frankreichs verschoben“, ist zurechtzurücken. An der politischen und militärischen Machtstellung Frankreichs haben die innerdeutschen Veränderungen des Jahres 1866 gar nichts geändert. Im Gegenteil führte ein führender politischer Minister nach 1866 ins Feld, die Lage sei durch das Zerbrechen des Deutschen Bundes für Frankreich sogar verbessert, insofern als Deutschland jetzt dreigeteilt sei: in Österreich, die süddeutschen Mittelstaaten und den Norddeutschen Bund. Die französische Politik und Diplomatie stand allerdings bei ihren auf Mitteleuropa gerichteten Zielsetzungen ab 1866 einer neuen, überwiegend als ungünstiger empfundenen Kräftelagerung gegenüber.

Die Hintergründe der spanischen Thronkandidatur von Leopold von Hohenzollern(-Sigmaringen) sind falsch dargestellt.[3] Die Wahl dieses Prinzen aus einem Fürstenhaus, das mit den fränkisch-brandenburgisch-preußischen Hohenzollern überhaupt nicht verwandt war, ging von Spanien, nicht von Bismarck aus. In der Tat war von allen Prinzen europäischer Dynastien, die von den spanischen Politikern als Nachfolger der davongejagten Isabella II. in Erwägung gezogen worden waren, der Erbprinz Leopold der geeignetste. Er wäre für Spanien die beste Wahl gewesen, besser auch als der Prinz von

Asturien, der Sohn Isabellas, auf den man in Spanien ein paar Jahre später doch zurückkam, womit man sich wiederum das fast durchweg unfähige Bourbonengeschlecht auf den Hals lud (die alte Frage, wer der leibliche Vater von Alfons XII. war, sei hier ausgeklammert). Die schwäbischen Zollern waren keine „Nebenlinie des preußischen Herrscherhauses“. Zwischen dem gemeinsamen Ahn, dem Grafen von Zollern und Burggrafen von Nürnberg Friedrich I., von dem sowohl die schwäbischen Zollern abstammten als auch König Wilhelm I. von Preußen, lagen auf der Seite König Wilhelms nicht weniger als 21 Generationen (und mehr als 600 Jahre). Von Verwandtschaft konnte da keine Rede sein, von der unterschiedlichen Konfession ganz zu schweigen.

Mit der französischen Familie der Bonaparte beziehungsweise mit dieser eng verbundenen französischen Familien war der Erbprinz dagegen sehr nahe verwandt. Seine Großmutter väterlicherseite war Antoinette Murat, eine Nichte des Marschalls Joachim Murat, eines der engsten Vertrauten und Schwagers von Napoleon I., seine Großmutter mütterlicherseits Stéphanie Napoléon de Beauharnais, eine Adoptivtochter Napoleons. Über eine Tante des Erbprinzen bestand eine weitere Schwägerschaft zu Joachim Murat und dessen Frau Karoline Bonaparte, einer Schwester Napoleons I.

Der Erbprinz konnte ebenso als Franzose wie als Deutscher angesehen werden, und der Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes, Graf Bismarck, rechnete damit, daß die Wahl Leopolds, der mit Wilhelm I. überhaupt nicht verwandt war, mit Napoleon III. dagegen sehr wohl und sogar eng, bei diesem keinen Anstoß erregen würde. Den jüngeren Bruder Leopolds, Karl, hatte Napoleon III. wenige Jahre zuvor ja selbst auf den Fürstenthron Rumäniens gebracht. Die künstliche Aufregung, in die sich das politische Frankreich durch diese Kandidatur setzte, war nicht voraussehbar.

Falsch ist auch die Behauptung, Wilhelm I. habe „seinem Verwandten“ – er war kein Verwandter! – befohlen, die Zusage zur Kandidatur zurückzunehmen. Der König hat die Entscheidung allein dem Erbprinzen und dessen Vater, dem Fürsten Karl Anton, überlassen. Die beiden haben, um Frankreich jeden Vorwand zu einem Konflikt zu nehmen, ganz von sich aus auf die Kandidatur verzichtet, was König Wilhelm sofort guthieß. Der Verzicht wurde der französischen Regierung nicht etwa von Berlin aus mitgeteilt. Die französische Regierung erfuhr von dem von Fürst Karl Anton für seinen Sohn ausgesprochenen Verzicht eher als die spanische Regierung und der spanische Gesandte in Paris, weil die Telegraphenstation in Paris den Wortlaut der aus Sigmaringen eingegangenen, aber für den spanischen Ministerpräsidenten, General Juan Prim, und den spanischen Gesandten in Paris bestimmten Telegramme abfing und der französischen Regierung übermittelte. Mit seiner später erfolgenden offiziellen Mitteilung sagte der spanische Gesandte dem französischen Premierminister Ollivier und dem Außenminister Gramont also nichts Neues. Von Berlin ging in Paris keine Nachricht ein, da die Kandidatur eine Sache lediglich Spaniens und des fürstlichen Hauses Hohenzollern, nicht aber eine Sache des Norddeutschen Bundes oder des preußischen Staates war. Auch König Wilhelm erfuhr vom Verzicht später als die französischen Regierung, er erfuhr sie vom französischen Botschafter beim Norddeutschen Bund und bei Preußen, Graf Benedetti. Dieser war es, der dem König den Rückzug des Erbprinzen mitteilte. Die Nachricht aus Sigmaringen ging beim König erst danach ein.

Mit dem Abstehen des Erbprinzen hatte Frankreich einen Erfolg errungen. Die Umformulierung der Emser Depesche Abekens (nicht des Königs!) war dann eine kleine „Retourkutsche“, die gegenüber dem Erfolg, den Frankreich in der Sache davongetragen hatte, gering wiegen mußte. Es war, wie Ollivier bei der Debatte im Corps législatif am 15. Juli 1870 unwillentlich zutreffend sagte, ein „coup de théâtre“. Zum Krieg kam es, weil Frankreich den Krieg wollte. Ollivier nahm ihn „le cœur léger“, „d’un cœur que le remords n’alourdit pas“, auf. Man muß nur die Debatte, die am 15. Juli 1870 im Corps législatif geführt wurde, nachlesen.

Um die Stimmung der Abgeordneten erst recht aufzuheizen, behaupteten die Vertreter der französischen Regierung, Ollivier und Gramont, die gekürzte Depesche sei allen Höfen Europas zugeleitet worden. Das war eine Unwahrheit. In Wirklichkeit wurde der gekürzte Wortlaut von Abekens Depesche den Regierungen der im Norddeutschen Bund vereinigten Staaten – mit Ausnahme der schwarzburgischen, der reußischen Staaten, Waldecks, Schaumburg-Lippes und Lippes – und der süddeutschen Mittelstaaten, außerdem den diplomatischen Vertretern des Norddeutschen Bundes in Rußland, England, Italien, Spanien, der Schweiz und vier anderen Staaten mitgeteilt. Jules Favre hat am 15. Juli gegen Ende der Debatte zu Recht festgestellt: „La dépêche aux gouvernements étrangers n’existe pas; c’est un document fictif.“ Und zu Recht fragte er: „Est-il vrai que la note de M. de Bismarck ait été communiquée à tous les cabinets de l’Europe, ou simplement à tous les cabinets du sud de l’Allemagne ? C‘est une distinction essentielle.“ Ollivier behauptete im Corps législatif aber wahrheitswidrig, es habe sich um eine Zirkulardepesche an die europäischen Kabinette gehandelt. Als nach einer dreistündigen Unterbrechung die Sitzung wieder aufgenommen war, mußte er allerdings zugeben, daß es eine solche Depesche gar nicht gegeben habe. Das wollte die Mehrheit des Corps législatif aber gar nicht hören.

Ferner bezeichnete Ollivier den Erbprinzen in der Kammerdebatte als „prince prussien“ und folgte mit dieser Kennzeichnung der in Frankreich üblichen Behauptung. Die Angehörigen des fürstlichen Hauses Hohenzollern waren aber keine preußischen Prinzen. Die Angehörigen des fürstlichen Hauses Hohenzollern waren nach ihrem zugunsten des preußischen Königs erklärten Verzicht auf die Souveränität über die beiden auf der Schwäbischen Alb gelegenen Fürstentümer zwar in die, wie gesagt, gar nicht verwandte Familie des Königs von Preußen aufgenommen worden, aber nicht ins königliche Haus. Die Hohenzollern stellten nach wie vor ein eigenes dynastisches Haus dar. Mit Ausnahme des Chefs des Hauses standen den Angehörigen auch nicht das Prädikat „Königliche Hoheit“ zu.

Deutsch-französischer Krieg und Errichtung des Reichslandes

Durch die Gründung des Norddeutschen Bundes war Preußen als Völkerrechtssubjekt untergegangen.

Es bestand zwar noch als Staat mit staatlichen Zuständigkeiten, doch die Außenpolitik und das Recht, Krieg zu erklären und zu führen, war auf den Norddeutschen Bund übergegangen (Artikel 11 der Bundesverfassung von 1867). Frankreich hatte sich dieser Tatsache aber stets verweigert. Auch in der Kammerdebatte vom 13. Juli 1870 war nur von „la Prusse“ die Rede, und die französische Kriegserklärung richtete sich an den preußischen Außenminister und nicht, wie es sich gehört hätte, an den Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes, und sie erklärte, Frankreich betrachte sich als „en état de guerre avec la Prusse“. Natürlich befand es sich sofort im Kriegszustand mit dem Norddeutschen Bund, der ein aus 22 Staaten, darunter Preußen, bestehender Bundesstaat war.

Den gleichen Fehler begeht auch Bruckert. Er spricht vom Eintritt der süddeutschen Mittelstaaten in den Krieg „an der Seite Preußens“ (S. 42) und schreibt vom preußischen Ministerpräsidenten Bismarck, wo dieser in bezug auf die Außenpolitik, auch die gegenüber Frankreich, doch norddeutscher Bundeskanzler war, wie auch der Botschafter in London, Bernstorff, in der britischen Hauptstadt nicht Preußen, sondern den Norddeutschen Bund vertrat (S. 45).

Daß Bismarck erwogen haben könnte, Mülhausen der Eidgenossenschaft zu überlassen, und deshalb bei den Notabeln der Stadt angefragt habe, ist unwahrscheinlich, auch daß an die Überlassung des Sundgaus an die Schweiz gedacht gewesen sein könnte (S. 46). Bruckert beruft sich dabei auf Max Rehm, in dessen Büchlein sich zwar die Behauptung findet, dafür aber keine Nachweisung gegeben wird. Mülhausen wäre dadurch zu einer Enklave geworden, was der Verwaltung des Elsaß in der Folge große Schwierigkeiten bereitet hätte, was bewußt herbeizuführen auf deutscher Seite sicherlich niemandem in den Sinn gekommen wäre. Was den Sundgau betrifft, so war die Neutralität der schweizerischen Eidgenossen damals wie heute unsicher. Der Frankfurter Vertrag vom 18. Mai 1871 mußte auf deutscher Seite natürlich nicht nur vom Reichstag, sondern auch vom Bundesrat gebilligt werden (S. 52). Der Bundesrat, der sogar die ranghöhere gesetzgebende Körperschaft war, wird allzu häufig „vergessen“.

Kleine Landeskunde

Im dritten Kapitel (S. 55–71) gibt Bruckert eine kleine Landeskunde von Elsaß-Lothringen, wobei er sich auf die 750seitige zwölfte Auflage von Mündels Vogesen-Buch (1912) stützt und im wesentlichen die wichtigsten Städte charakterisiert. Da bei Mündel der Bezirk Lothringen nicht behandelt wird, wird in dem Kapitel leider nur dessen Hauptstadt, Metz, kurz erwähnt.

Falsch ist die Behauptung, das XIV. Armeekorps, dessen Kommandierender General in Karlsruhe saß, sei ein badisches gewesen. Baden hatte auf seine Militärhoheit zugunsten Preußens verzichtet, das XIV. Armeekorps war ein preußisches wie das XV. und das XVI. (S. 58). Es gab im Reichsland also preußische, bayerische, sächsische und württembergische Truppen, aber keine badischen. Die Elsaß-Lothringer dienten immer in preußischen Verbänden. Ein „Kulturkampf“ fand im Reichsland nicht statt (S. 58). Es gab, anders als in Preußen, Sachsen, Baden und im Großherzogtum Hessen keine Kulturkampfgesetze. Die Maßnahmen, die gegen einzelne Orden ergriffen wurden, hatten andere Gründe.

Regierung und Verwaltung im Reichsland, die Entwicklung Straßburgs

Das vierte Kapitel (S. 73–83) widmet sich dem Verwaltungsaufbau Elsaß-Lothringens, den gesetzlichen Grundlagen, den verschiedenen kaiserlichen Statthaltern, der Gründung und der Entwicklung der Straßburger Kaiser-Wilhelms-Universität, dem Schulwesen mit besonderer Berücksichtigung der Frage, inwieweit das Französische im Schulunterricht berücksichtigt worden ist, dem sich im Lande ausbildenden Parteiensystem, der fortschreitenden Einbeziehung des Reichslandes in die Entwicklung des Reiches.

Im fünften Kapitel (S. 85–99) schildert Bruckert unter weitgehendem Rückgriff auf Alexander Dominicus‘ Buch über „Straßburgs deutsche Bürgermeister“ aus dem Jahre 1939 die während der ganzen Reichslandzeit aufstrebende Entwicklung der Hauptstadt des Landes. Sie verdankte sich weitgehend den erfolgreichen Bemühungen der Bürgermeister Otto Back und Rudolf Schwander. Ersterer, der aus der Rheinprovinz stammte, führte nach der Beseitigung der 1870 durch die Beschießung verursachten Zerstörungen die Stadterweiterung durch, verbesserte grundlegend die Gesundheitseinrichtungen der Stadt und die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse durch Schaffung einer Trinkwasserversorgung, sorgte für die Erweiterung der Hafenanlagen, wodurch die Voraussetzung dafür geschaffen wurde, daß Straßburg zum Handelsmittelpunkt Südwestdeutschlands wurde.

Viele der Maßnahmen Backs, der 1907 aus dem Amte schied, wurden bereits durch den Ersten Beigeordneten Schwander, einen Altelsässer aus Colmar, wesentlich mitgetragen und beeinflußt. Dieser folgte ihm im Amt des Straßburger Bürgermeisters. Er stellte die Armenpflege auf eine neue Grundlage, verbesserte das Schulwesen, sicherte die Energieversorgung der Stadt und des Umlandes.

Deutsche und französische Kultur im Elsaß

Den Anschluß des Elsaß und der deutschsprachigen Teile Lothringens bezeichnete man deutscherseits als Rückkehr dieser Gebiete zu Deutschland, so wie man fünfzig Jahre später das Umgekehrte als Rückkehr zu Frankreich bezeichnen sollte. Die fast zweihundertjährige Zugehörigkeit zu dem zentralisierten französischen Staat (im Falle Lothringens war die Zeitspanne wesentlich kürzer), insbesondere die achtzig seit der Französischen Revolution verstrichenen Jahre hatten aber tiefe Spuren im Lande hinterlassen. Das sechste Kapitel von Bruckerts Darstellung wirft unter Benutzung von Werner Wittichs Buch „Deutsche und französische Kultur im Elsaß“ die Frage auf, wie nachwirkende französische Kultureinflüsse mit dem in den unteren Schichten des Landes davon unberührt gebliebenen Deutschtum, das aber spätestens seit der Französischen Revolution von den innerdeutschen Entwicklungen weitgehend abgeschnitten gewesen war, und mit den von den zugewanderten „Altdeutschen“ getragenen Denkweisen zusammenlebten (S. 101–111).

Hier fallen die Namen von Pierre Bucher, Charles Spindler, Gustav Stoskopf, die – vor allem Bucher – Propagandisten des souvenir français und damit Vorbereiter einer erneuten französischen Landübernahme

waren. Außer Wittich zitiert Bruckert den in Metz geborenen Dichter Otto Flake, der mit Ernst Stadler und René Schickele zum „Stürmer-Kreis“ gehörte, sowie Heinrich Schneegans und dessen Lustspiel „Der Pfingschtmondâa vun hitt zu Dâa“. All diese spiegelten in ihrem Leben und ihrem Wirken, jeder auf seine Weise, die ganz besonderen Verhältnisse des Landes wider.

In einem Kapitel, das sich der Kulturentwicklung des Elsaß beschäftigt, müßten allerdings auch die Namen von Hans Pfitzner, der von 1907 ab das Straßburger Musikleben für ein Jahrzehnt prägte,[4] und von Friedrich Lienhard fallen. Obgleich dieser echte Altelsässer in späteren Jahren überwiegend außerhalb des Elsaß lebte, hat er in seinen damals deutschlandweit von Hunderttausenden gelesenen Romanen, Werkbetrachtungen und Dramen doch immer wieder elsässische Themen aufgegriffen und dem Elsaß erneut einen gewichtigen Platz in der deutschen Literatur gewonnen. Auch Marie Hart hätte es verdient, hier erwähnt zu werden. Sie, ebenfalls echte Altelsässerin, ist schließlich eine der bedeutendsten deutschen Humoristinnen; ihre Werke fanden weite Verbreitung.

Wenn an anderer Stelle (S. 199) mitgeteilt wird, nach 1871 seien viele Zuwanderer aus Deutschland, „in der Mehrzahl Preußen“, nach Elsaß-Lothringen gekommen, so hätte herausgestellt werden müssen, daß auch Saarbrückener, Trierer, Koblenzer, Wiesbadener, Frankfurter (Main!), Kasseler (und nicht nur Leute aus Berlin, Magdeburg, Frankfurt/Oder, Stettin, Danzig und Königsberg) „Preußen“ waren. Dieses Wissen ist bei heutigen Lesern nicht (mehr) vorauszusetzen.

Wirtschaft, Handel und Verkehr, die Verfassung von 1911

Die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens in der Reichslandzeit stellt Bruckert im siebenten Kapitel dar (S. 113–126). Grundlage hierfür sind vor allem die einschlägigen Kapitel im ersten Band des „Reichslandwerkes“. Zunächst wird ein Überblick über die Entwicklung, die die Wirtschaft des Landes in französischer Zeit genommen hatte, geboten. Durch die 1790 vorgenommene Aufhebung der Zollgrenze zu Frankreich, die bis dahin auf dem Vogesenkamm gelegen hatte, wurde das Elsaß im 19. Jahrhundert mehr und mehr ins französische Wirtschaftsleben einbezogen. Das Land wurde nach Westen hin ausgerichtet, wohingegen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit das Rheintal die natürliche Wirtschaftsachse gewesen war. Der Übergang des Elsaß und des größten Teils des Moseldepartements wie eines Teils des Meurthedepartements ans Deutsche Reich bedeutete für die Wirtschaft einen Einschnitt. Von ihrem bisherigen Hauptabsatzgebiet, Frankreich, war sie nun durch eine Zollgrenze getrennt. Handel und Verkehr wurden wieder auf Nord-Süd-Richtung gebracht. Die erforderliche Umstellung führte in den ersten Jahren nach 1871 in wirtschaftlicher Hinsicht schwere Zeiten mit sich. Doch schon bald fand man sich in die neuen Verhältnisse, und die Wirtschaft Elsaß-Lothringens nahm einen glänzenden Aufschwung.

Bruckert zeigt das anhand der Textilindustrie, die vor allem im Oberelsaß vertreten war, am Baugewerbe, am Weinanbau, an der Landwirtschaft, am Verkehrswesen einschließlich der Rheinschiffahrt, am Kohleabbau und an der Erzverhüttung sowie der Eisenindustrie in den westlichen Teilen des Bezirks Lothringen, am Kaliabbau im Unterelsaß, an der großzügigen Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes.

Das achte Kapitel ist der Einführung der elsaß-lothringischen Verfassung im Jahre 1911 gewidmet (S. 127 bis 138). Sie war mit einer Änderung der Reichsverfassung verbunden (Artikel 6 a), und dadurch wurde Elsaß-Lothringen de facto ein Bundesstaat des Deutschen Reiches neben den anderen 25 Bundesstaaten. Bruckert stützt sich bei der Darstellung der Kämpfe, der der Einführung der Verfassung vorausgingen, ihres Inhalts und ihrer Auswirkungen auf den Beitrag, den Rudolf Schwander und Fritz Jaffé zum zweiten Band des „Reichslandwerkes“ beigesteuert haben, und auf zwei Veröffentlichungen von Hermann Hiery, sein Buch über die „Reichstagswahlen im Reichsland“ und vor allem auf seinen Aufsatz über Karl Graf von Wedel, der als kaiserlicher Statthalter in Elsaß-Lothringen mit Klugheit, sicherem Blick für die Verhältnisse des Landes und Beharrlichkeit das Verfassungswerk in Gang setzte, vorantrieb und gegen Widerstände, die sich in Elsaß-Lothringen selbst und außerhalb des Landes erhoben, erfolgreich abschloß. Eng arbeitete mit Wedel der erste altelsässische Staatssekretär im elsaß-lothringischen Ministerium zusammen, Hugo Freiherr Zorn von Bulach.

Der Ausgang sowohl der ersten Landtagswahl, die bei hoher Wahlbeteiligung von fast 81 % am 22. Oktober 1911 stattfand, als auch der Ausgang der Reichstagswahl im Jahre 1912 gaben denen, die sich für die Einführung der Verfassung eingesetzt hatten, recht. Der frankophile „Nationalbund“ errang in keinem der 60 Wahlkreise ein Mandat. Da Männer des „Nationalbundes“ aber unter der Flagge des Zentrums kandidierten, glückte es doch einigen, in den Landtag zu kommen, darunter dem berüchtigten Abbé Émile Wetterlé. Nicht einmal in Colmar gelang dem „Nationalbund“ ein Erfolg. Daniel Blumenthal und Jacques Preiß, die dort kandidierten, gingen leer aus.

Der Fall Zabern 1913/14

Das neunte Kapitel ist der Darstellung der sogenannten Zabern-Affäre gewidmet (S. 141–149), die vieles von dem in vierzig Jahren in bezug auf Sicheinleben der Elsässer und der Lothringer in den Verband des Deutschen Reiches Erreichten wieder in Frage stellte, auch einen Schatten auf die durch die Verfassung bewirkten Erfolge warf. Bruckert fußt bei der Nachzeichnung der Ereignisse vom Herbst 1913 und ihrer Folgen auf dem Buch von Erwin Schenk über den „Fall Zabern“ aus dem Jahre 1927, dem Buch von David Schoenbaum „Zabern 1913. Consensus Politics in Imperial Germany“ aus dem Jahre 1982 und den Ausführungen des Verfassungsrechtlers Ernst Rudolf Huber im vierten Band seiner „Deutschen Verfassungsgeschichte“. Die Schilderung der Ereignisse durch Bruckert ist sachlich, sie hebt sich wohltuend von der Darstellung zum Beispiel in dem der Zaberner Affäre gewidmeten Wikipedia-Artikel ab.[5]

Der Erste Weltkrieg

Der Krieg änderte das Leben der Elsaß-Lothringer grundlegend. Die Nähe der Frontlinie und die dadurch hervorgerufenen oder zumindest ständig zu befürchtenden Zerstörungen – das betraf vorwiegend die Vogesentäler –, das Mißtrauen der militärischen

Stellen hinsichtlich der nationalen Zuverlässigkeit der Elsaß-Lothringer, auch der an der Front kämpfenden elsaß-lothringischen Soldaten, das ja in vielen Einzelfällen berechtigt, ganz überwiegend aber nicht berechtigt war,[6] die Verschickung von als national nicht zuverlässig eingeschätzten Elsässern ins Reichsinnere, die Lebensmittelnot, die Einschränkungen der Bewegungsfreiheit: das alles bewirkte in diesem Grenzland einen Stimmungsumschwung.

War zu Beginn des Krieges in Elsaß-Lothringen eine deutschnationale und patriotische Stimmung zu bemerken gewesen, die sich von der im übrigen Deutschland nicht oder höchstens geringfügig unterschied, verschlechterte sich die Stimmung im Laufe der Jahre allmählich deutlich. Als mehr und mehr zu ahnen war, daß das gegen eine ganze Welt fast allein dastehende Deutschland den Krieg nicht gewinnen könne, trat der Gedanke der Rückkehr zu dem im Gegensatz zu dem unter der englischen Hungerblockade leidenden Deutschland über scheinbar unermeßlich viel Weißbrot und Rotwein verfügenden Frankreich bei immer mehr Elsaß-Lothringern in den Vordergrund. Deutschgesinnte Altelsässer wie Rudolf Schwander, Friedrich Lienhard, Eugen Ricklin versuchten dem zu wehren. Zu den Bemühungen, im Lande selbst und gegenüber den künftigen Siegermächten den deutschen Charakter des Landes zu betonen, gehörte im August 1918 die Gründung des „Elsässer Bundes“ durch 63 Altelsässer. Zu den Unterzeichnern gehörten die Straßburger Professoren Anrich, Historiker, und Ehrhardt, katholischer Theologe, 18 evangelische Pastoren wie Grucker, Guerrier, Liebrich, 9 katholische Geistliche wie Braun, Gapp, Hanhart, zwei Rabbiner, die Dichterin Marie Hart, mehrere Vertreter der Verwaltung wie der ehemalige Unterstaatssekretär Emil Petri und der Straßburger Bürgermeister Rudolf Schwander.[7]

Bruckert stellt im zehnten Kapitel das Geschehen der Kriegsjahre sachlich und ausgewogen dar (S. 150–167). Er geht auch auf das Schicksal der von den französischen Truppen aufgrund vorbereiteter Listen nach Frankreich verschleppten Elsaß-Lothringer, vorwiegend aus dem Oberelsaß, ein. Es handelte sich zum größeren Teil um „Altdeutsche“, aber auch um Altelsässer, die als Bürgermeister, Geistliche, Eisenbahnbeamte, Förster in hervorgehobenen Stellungen waren, und um solche, die als deutschfreundlich galten. Über den Leidensweg dieser Leute gibt es gedruckte Berichte der Betroffenen, die Bruckert aber nicht heranzieht. Für das die Kriegsjahre darstellende Kapitel sind vor allem das 2013 herausgegebene Heft „La Grande Guerre en Alsace“ und das „Haegy-Gedächtniswerk“ die Bezugsliteratur.

Die Rückkehr der Franzosen 1918/19

Im elften Kapitel wird das Ende des Reichslandes Elsaß-Lothringen geschildert, das eine Folge des für das Deutsche Reich unglücklichen Ausgangs des Weltkrieges war (S. 168–182). Grundlage der Darstellung sind vor allem die Ausführungen, die Rudolf Schwander, der im Oktober 1918 zum kaiserlichen Statthalter ernannt worden, im zweiten Band des „Reichslandwerks“ weitgehend aufgrund amtlicher Unterlagen niedergelegt hat, das „Haegy-Gedächtniswerk“ sowie als persönliche Quelle aus der Feder eines scharf beobachtenden Zeitgenossen – wie auch schon in früheren Kapiteln – das Tagebuch des Lehrers Philipp Husser.

Bruckert schildert die Bemühungen der Reichsleitung, durch Umwandlung des Reichslandes in einen mit den anderen Bundesstaaten völlig gleichberechtigten Bundesstaat die Stimmung im Lande noch einmal günstig zu beeinflussen, die sich durch den Umsturz der staatlichen Verhältnisse im Reich und die dadurch bewirkte rasche Schwächung der Front ergebende Verschlechterung der Ausgangsbedingungen, den Einmarsch der französischen Truppen, die Auswirkungen auf die im Lande lebenden Altdeutschen und die deutschgesinnten Elsässer, die Abschaffung der bisherigen Verwaltungsstrukturen, die Einrichtung eines Generalkommissariats unter Alexandre Millerand. Nachdem durchgedrungen war, daß sich die Reichsleitung gegenüber dem US-amerikanischen Präsidenten Wilson auf dessen sogenannte 14 Punkte verpflichtet hatte, war auch in Elsaß-Lothringen klar, daß mit einem Verbleib des Landes bei Deutschland nicht mehr gerechnet werden könne. Dementsprechend fand sich gegenüber Schwander auch niemand mehr bereit, sich durch politische Betätigung in den Augen der zu erwartenden neuen Herren zu „kompromittieren“.

Die Zeit von 1918 bis 1940

Im zwölften Kapitel zeichnet Brukkert den konfliktreichen Weg „zurück in das fremd gewordene Frankreich“ nach (S. 184–195), womit er den zeitlichen Rahmen des Reichslandes überschreitet.

Er schildert die Anpassung des elsässischen Parteiensystems an das französische, geht auf die ersten nach 1919 stattfindenden Kammerwahlen ein, auf die Protestbewegung gegen die Einführung des französischen Laizismus, den Kampf gegen die deutschen Sprache, die französische Assimilationspolitik, gegen die sich die Heimatbewegung erhob, den Colmarer Komplottprozeß von 1928, den Stimmungsumschwung, der durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland bewirkt wurde.

Wenn Bruckert Karl Roos, René Hauss und Paul Schall als Separatisten bezeichnet, ist dies – zumindest in bezug auf Roos und Hauss – falsch. Diese hätten sich niemals als Separatisten verstanden. Die Wetterlé, Preiß, Laugel, Helmer, Blumenthal, Boll, Weill, Bucher der Reichslandzeit, die die „Rückkehr“ des Elsaß zur „mère-patrie“ selbst um den Preis eines Krieges betrieben hatten (für Abbé Wetterlé galt dies ganz bestimmt), bezeichnet Bruckert nicht als Separatisten, obwohl sie es mit Sicherheit waren. Die Genannten verließen Elsaß-Lothringen, als 1914 der Ausbruch eines Krieges zu befürchten war, in Richtung Frankreich, ließen die Heimat, für die einige gewählte Abgeordnete im Reichstag und im Landtag waren, im Stich; mehrere von ihnen waren während des Krieges in Paris Mitglieder der Conférence d’Alsace-Lorraine, die Pläne für die „Rückkehr“ des Landes ausarbeitete. Auch für den Kommunisten Charles Hueber trifft das Wort „Separatist“ nicht zu. Die Stellung, die Schall und Hueber 1940, als neue Tatsachen geschaffen worden waren, einnahmen, läßt sich nicht in die Zeit davor zurückblenden.

Zu bedenken ist auch, daß die kommunistischen Bewegungen, über die Komintern weitestgehend von der Sowjetunion und der KPdSU (B)

gelenkt, damals als beredte Verfechter des Selbstbestimmungsrechtes der Völker bis hin zur Abtrennung auftraten. Dies galt damals auch in bezug die deutschen Minderheiten in Ostmitteleuropa. So sprach sich die Kominternkonferenz am 10. Januar 1933 „gegen die Besetzung des Saargebiets, gegen die Unterdrückung Elsaß-Lothringens, gegen die Raubpolitik des polnischen Imperialismus gegenüber Danzig, gegen die nationale Unterdrückung in Oberschlesien, Pommerellen und Südtirol“ aus. Inwieweit es Stalin, der sich immer für einen Fachmann in Nationalitätenfragen hielt, und den Seinen damit ernst war, ist eine andere Frage. Letztlich stand für die Kommunisten wie alle anderen Fragen auch diese im Dienst der Entfachung der Weltrevolution unter bolschewistischer Führung.

Der Autonomismus war während der Reichslandzeit eine im ganzen Volk vertretene und geförderte und von den staatlichen Behörden nicht verfolgte Bewegung, denen in den entsprechenden Kapiteln des Buches auch Bruckerts Sympathie gilt. Es ist deshalb höchst ungerecht, wenn Bruckert in bezug auf die Zwischenkriegszeit von „radikalen Autonomisten“ (was ja wohl abwertend gemeint ist) spricht, ebenso wenn er mehrmals das Wort „Separatisten“ verwendet, das bei der Charakterisierung von Politikern der Reichslandzeit kein einziges Mal vorkommt. Die – kritische – Loyalität der Autonomisten der Zwischenkriegszeit gegenüber dem französischen Staat, der doch unverkennbar danach strebte, die Eigenart des Landes zu beseitigen, und dem Mehrheitsvolk ist unbestreitbar und wäre zu würdigen. Allen Autonomisten war klar, daß eine Änderung der Grenzen nur durch einen Krieg herbeigeführt werden könne. Das wollte in der Zwischenkriegszeit niemand, ganz im Gegensatz zu den Separatisten der Vorkriegszeit um Wetterlé, Blumenthal usw., die einen Krieg nicht scheuten, der dann auch kam – nicht weil Deutschland etwas von Frankreich gewollt hätte, sondern weil es sich umgekehrt verhielt.

Und hat nicht Frankreich ab 1919 während der Zeit der Besatzungsherrschaft in der Pfalz und im Rheinland sowie im Saargebiet den – dortigen – Separatismus nach Kräften gefördert? Wenn zwei das gleiche tun, ist es eben nicht dasselbe.

Daß Bruckert gewisse Strömungen so verzeichnet, ist seinem Gewährsmann für diesen Zeitabschnitt, Ulrich Päßler, geschuldet. Im Elsaß haben sich in jüngerer Zeit unabhängige Historiker (das heißt: nicht staatlich besoldete) gerade mit diesem Zeitabschnitt sehr angelegentlich befaßt. Deren Werke heranzuziehen und zu berücksichtigen wäre unerläßlich gewesen; leider tut es Bruckert nicht.[8]

Bilanz

In einem dreizehnten Kapitel, dem letzten seines Buches, zieht Brukkert „Bilanz“ (S. 197–203). Es ist eine sehr klug ausgewogene Bilanz, die die Leistungen und die Versäumnisse sowie Fehler, die politischerseits und behördlicherseits erbracht beziehungsweise verschuldet worden sind, aufführt. Zu Recht wendet sich Brukkert gegen die unter – berufsmäßigen – Historikern einhellige Meinung, die Wegnahme des Elsaß und eines Teils von Lothringen sei ein großer Fehler Bismarcks beziehungsweise der damaligen deutschen Politik – die ja wahrlich nicht allein von Bismarck gemacht wurde – gewesen. Das Streben nach „Revanche“ wäre in Frankreich auch bei unveränderter Grenzziehung aufgekommen und hätte sich in dem Augenblick, da Deutschland in äußerste Bedrängnis gekommen wäre, kriegerisch entladen.

Dieser Augenblick war im Sommer 1914 eingetreten, als Rußland erstmals wieder seit 1856 gegen eine europäische Macht – der Krieg von 1877/78 gegen das Osmanische Reich wurde gegen eine asiatische Macht geführt – zum Krieg schritt und dadurch alle Aspirationen der Randmächte Europas – im Westen, im Süden und im Osten – gegen die Mitte auf den Plan rief.

Zu bedenken ist auch, daß Frankreich, wenn der Frieden ohne Gebietsabtretung geschlossen worden wäre, mit Sicherheit in den drei Ostdepartements seine Politik der Unterdrükkung und Beseitigung der deutschen Sprache sofort wieder aufgenommen hätte – und zwar in verstärkter Form.[9] Diese seit dem Bürgerkönigtum sich steigernde Politik der Sprachbekämpfung war es ja, was, in Deutschland vor 1870 mit Mißmut vermerkt, die Forderung nach Verschiebung der Staatsgrenze sich besonders kräftig äußern ließ. Die Empörung wäre gewachsen, wenn man nach 1871 hätte feststellen müssen, daß in einem französisch gebliebenen Elsaß weiterhin versucht werde, der deutschen Sprache den Garaus zu machen.

Ein wirklicher Fehler war das Hinauszögern der Gewährung der bundesstaatlichen Autonomie. Sie hätte zumindest ein Jahrzehnt früher erfolgen müssen, vor dem Wiedereinsetzen der französischen Kulturpropaganda und vor der Verschlechterung der außenpolitischen Lage Deutschlands, also bevor sich um Deutschland herum Bündnissysteme bildeten, die in Elsaß-Lothringen die Vermutung aufkommen ließen, daß die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich nicht von Dauer sein werde.

Aber selbst wenn die Autonomie früher gekommen wäre und wenn zwischen 1871 und 1914 in Elsaß-Lothringen nicht eine einzige politische und behördliche Ungeschicklichkeit unterlaufen wäre, wäre dem Bundesstaat Elsaß-Lothringen keine längere Dauer beschieden gewesen. Der militärische Zusammenbruch der Verbündeten Deutschlands im Jahre 1918 und dessen Niederlage im Westen hatte infolge der vertraglichen Verabredungen, wodurch sich die Ententemächte gebunden hatten, die Abtretung Elsaß-Lothringens zwangsläufig zur Folge. Der Verlauf und der Ausgang des 1. Weltkrieges entschied über Elsaß-Lothringen, nicht das, was im Lande selbst im Laufe von fast einem halben Jahrhundert geschehen, was gelungen und was mißlungen war.

Bruckert schließt mit einem Blick auf die heutigen Verhältnisse. Er meint, seit einiger Zeit werde die „regionale Identität im Elsaß stärker gepflegt“, man gehe offener „mit der deutschen Zeit der eigenen Geschichte“ um. Er fährt dann – sehr viel weniger hoffnungsvoll – fort und läßt das Buch mit den folgenden Sätzen enden: „All dies kann aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass die sprachliche Assimilation der Elsässer und Lothringer inzwischen so weit fortgeschritten ist, dass das Deutsche in der Form der Jahrhunderte lang gesprochenen regionalen Dialekte in einigen Jahren bis auf geringe Reste verschwunden sein wird. Die wenigen sprachlichen Zugeständnisse des französischen Staates auf dem Gebiet des Bildungswesens erfolgten erst zu einem Zeitpunkt, als diese Entwicklung bereits unumkehrbar war. Für die Region bedeutet dies nicht nur einen Ver-

lust von Geschichte und Identität, sie wird ihre traditionelle Rolle als kulturelle Vermittlerin zwischen West und Ost kaum noch spielen können. Der Rhein wird in nicht allzu ferner Zeit endgültig zur Sprachgrenze werden, deren Anrainer dann englisch sprechen müssen, um sich untereinander zu verständigen."

Im Elsaß hätte sich die vielbeschworene und vielberedete deutsch-französische Freundschaft bewähren können, und ebendort ist sie – gescheitert.

Harald Bruckert hat mit seinem Buch eine Lücke auf dem Buchmarkt geschlossen. Der Veröffentlichung ist weite Verbreitung zu wünschen, denn Wissen über diesen Teil der deutschen Geschichte dürfte infolge der einer sehr zielgerichteten „Erinnerungskultur" folgenden schulischen Geschichtsbildung kaum vorhanden sein. Besonders zu loben ist die reiche und aussagekräftige Bebilderung des Buches. Kritisch anzumerken bleibt, daß Lothringen, das heißt der Bezirk Lothringen mit seiner Hauptstadt Metz, entgegen dem, was der Buchtitel verheißt, kaum vorkommt und daß Bruckert auf die Entwicklung im religiös-geistlichen Bereich überhaupt nicht eingeht. Elsaß-Lothringen war der deutsche Bundesstaat mit dem höchsten Katholikenanteil, und der dortige Katholizismus war sehr lebendig.[10] Auch die Entwicklungen im elsässischen Protestantismus, der von einem Gegeneinander von Liberalismus und echtem Luthertum geprägt war, wären darstellenswert gewesen. Leider fehlt im Literaturverzeichnis französischsprachiges Schrifttum fast völlig.

Doch in einer zweiten Auflage, die guter Abverkauf hoffentlich bald erforderlich macht, könnte was jetzt noch fehlt, ergänzend angebracht werden. Alles in allem: ein notwendiges, schönes und gutes Buch, das lebhaft empfohlen werden kann.

Dr. Rudolf Benl

Das Buch kann zum Vorzugspreis von 20 EUR unmittelbar vom Verfasser bezogen werden: hbruckert@gmx.de

Anmerkungen:

[1]Max Rehm: Reichsland Elsaß-Lothringen. Regierung und Verwaltung 1871 bis 1918 (Schriften der Erwin von Steinbach-Stiftung Frankfurt am Main, 9), Neustadt an der Saale 1991.

[2]Siehe: Mit Professor Bernard Vogler hat das Elsaß einen hervorragenden Landeshistoriker verloren. In: Der Westen. 68. Jahrgang (2021), Heft 3 und 4, S. 9.

[3]Den Schlußfolgerungen, die der mittlerweile verstorbene Augsburger Geschichtsprofessor Josef Becker aus seiner dreibändigen Edition der Quellen zur spanischen Kandidatur des hohenzollerschen Erbprinzen zieht, ist von den meisten Historikern lebhaft widersprochen worden. Siehe dazu die Rezension durch Harald Biermann in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 15. Dezember 2003. Biermann spricht von einer „holzschnittartigen Sichtweise, die in der deutschen Geschichtswissenschaft eine lange Tradition hat", und meint bei Becker eine tief verwurzelte „fundamentale Abneigung gegen Bismarck und die kleindeutsche Reichsgründung" festzustellen.

[4]Siehe dazu Gabriel Andres: Hans Pfitzner in Straßburg: 1907 bis 1917. In: Der Westen. 57. Jahrgang (2010), Heft 1 und 2, S. 2–6, Heft 2, S. 2–7.

[5]Dieses „Internetlexikon" macht also auch durch den Zabern-Artikel seiner Bezeichnung als „Bolschewikipedia" alle „Ehre". Man scheut sich nicht, unter den Kommentaren zum Fall Zabern auch eine Bemerkung des Massenmörders Lenin anzuführen.

[6]Der öffentliche Gebrauch der französischen Sprache in den nicht französischsprachigen Teilen des Reichslandes war zumindest eingeschränkt, wenn nicht verboten. Dabei war Französischsprechen nicht immer Ausdruck einer nationalen Gesinnung. Ein etwa ein Jahrzehnt vor dem Beginn des 1. Weltkrieges geborener Altelsässer hat mir vor über dreißig Jahren geschrieben, in seinem Elternhaus in einem oberelsässischen Ort sei viel französisch gesprochen worden, weil seine Mutter, ebenfalls Elsässerin, aus einem bestimmten Grund ihre Jugendjahre in einer im französischen Lothringen gelegenen Stadt verbracht habe. Nach dem Ausbruck des Krieges habe sein Vater jedoch verboten, daß in der Familie weiterhin französisch gesprochen werde. In dem Ort von fast 4000 Einwohnern hätten nur die Söhne des Apothekers (deren Mutter Badenerin war!) und die Tochter des Arztes, eine nahe Verwandte eines später recht berühmt gewordenen Politikers, französisch sprechen können.

[7]Die Namen der Unterzeichner finden sich bei Bruckert nicht.

[8]Ich denke an die folgenden Bücher: Bernard Wittmann: La vraie histoire des Heimatrechtler. Avec une biographie de Jean Keppi (1888–1967). Alsacien libre, profondément démocrate, chrétien et antinazi […], Fouesnant 2014 (zu diesem Buch siehe die Besprechung in: Der Westen, 64. Jahrgang [2017], Heft 3–4, S. 13–15); Michel Krempper: Aux sources de l'autonomisme alsacien-mosellan. 1871–1945, Fouenant 2015; Michel Krempper: Joseph Rossé. 1892–1951. Alsacien interdit de mémoire. Préface d'Andrée Munchenbach-Keller, Fouesnant o. J. [2016]; Bernard Wittmann: Karl Roos. Un autre Dreyfus alsacien, Fouenant 2020.

[9]Siehe zum Beispiel Joseph Wirth: La langue française dans les départements de l'Est. Ou des moyens et des méthodes à employer pour propager la langue nationale dans les parties de l'Alsace et de la Lorraine ou l'idiome allemand est encore en usage, Paris 1867, sowie Gaston May: La lutte pour le français en Lorraine avant 1870. Étude sur la propagation de la langue française dans les départements de la Meurthe et de la Moselle (Annales de l'Est, Année 26, fasc. 1), Paris 1912.

[10]Zusammenfassend Rudolf Benl: Die Lage der katholischen Kirche in Elsaß-Lothringen vor 90 Jahren. In: Der Westen. 56. Jahrgang (2009), Heft 3–4, S. 8–10.

Elsässische Sprichwörter:

„Wann dr Hahn kräht uff'm Mist,
ändert sich's Wetter oder's
bleibt, wie's isch."
(Wenn der Hahn kräht auf dem
Mist, ändert sich das Wetter
oder es bleibt, wie es ist.)

„Ehrlich währt am längscht."
(Ehrlich währt am längsten.)

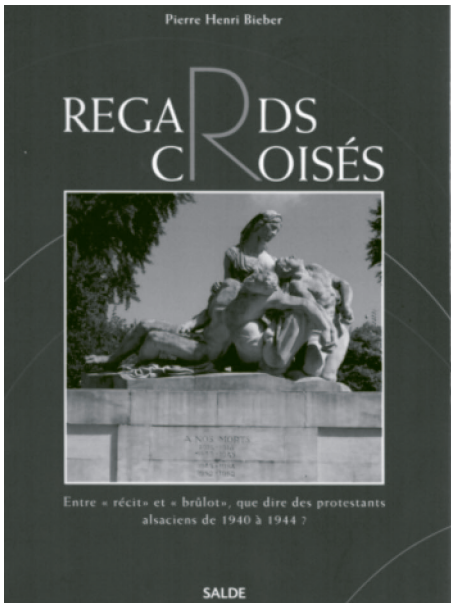
„Besser e Spatz in dr Hand als
e Taube uff'm Dach."
(Besser ein Spatz in der Hand
als eine Taube auf dem Dach.)

„Wenn dr Wii guet isch,
isch alles guet."
(Wenn der Wein gut ist,
ist alles gut.)

Pierre Henri Bieber: Regards croisés. Entre « récit » et « brûlot », que dire des protestants alsaciens de 1940 à 1944 ? Strasbourg (Éditions SALDE Société Alsacienne et Lorraine de Diffusion et d'Édition) 2024, 302 Seiten (ISBN 978-2-903850-67-8).

In den vergangenen Jahren haben zwei in den Jahren 2020 beziehungsweise 2022 erschienene Bücher aus der Feder von evangelisch-lutherischen Pfarrern (pasteurs) der Union des Églises Protestantes d'Alsace et de Lorraine (UÉPAL) (das heißt: der 1982 gegründeten verwaltungstechnischen Union der beiden – weiterhin bestehenden – Kirchen, der lutherischen sowie der reformierten Kirche im Elsaß und in Lothringen) Aufsehen erregt und Diskussionen hervorgerufen. Es handelte sich um das Buch des Pfarrers von Tränheim Gérard Janus: La demeure du silence, bei „Le Verger Éditeur" in Straßburg erschienen, und um das zwei Jahre später erschienene Buch des mittlerweile pensionierten Pfarrers Michel Weckel: Ces protestants qui ont acclamé Hitler, bei „La Nuée Bleue" in Straßburg verlegt. Janus ist 1964, Weckel 1958 geboren. Die Bücher der beiden nehmen für sich in Anspruch, das Verhalten, das protestantische Pfarrer im Elsaß – der Verteilung der Lutheraner entsprechend vorwiegend im Unterelsaß einschließlich des Krummen Elsaß – während der Jahre der Besetzung von 1940 bis 1944 an den Tag gelegt haben, zu beleuchten und damit eine Lücke zu schließen. In ihren Ausführungen erheben diese beiden Pfarrer schwere Anklagen gegen zahlreiche ihrer ihnen im Amt vorausgegangenen „Mitbrüder".

Im November 2023 hat, veranlaßt durch das Erscheinen der Bücher, in Straßburg ein von der protestantisch-theologischen Fakultät der Universität Straßburg veranstaltetes und von Marc Lienhard, dem für seine Arbeiten über die elsässische Kirchengeschichte bekannten emeritierten Professor für Kirchengeschichte in der genannten Fakultät, geleitetes wissenschaftliches Kolloquium stattgefunden, das dem Gegenstand „Pasteurs et protestantisme alsacien-mosellan 1940–1945" gewidmet war. Das 2024 erschienene Buch „Regards croisés" des Juristen Pierre Henri Bieber stellt eine ausführliche Antwort auf die zwei Bücher von Janus beziehungsweise Weckel dar. Bieber hat, wie er schreibt (S. 11), als Jurist und lutherischer Protestant zur Feder gegriffen. Er schickt seinen



Ausführungen die Bemerkung voran, daß die Geschichte des Elsaß zwischen etwa 1870 und 1962 mit Tabus gepflastert sei (nebenbei bemerkt: vielleicht ja auch große Teile der früheren Geschichte des Elsaß) und daß zu den Tabus die Sprache gehöre. Sobald man der im Elsaß einstmals ausschließlich gesprochenen Sprache ein anderes Eigenschaftswort als „germanique" oder „primitif" beilege, laufe man schon Gefahr, verdächtigt, denunziert und des Mangels an Patriotismus angeklagt zu werden (S. 9 f.).

Das Buch gliedert sich in sechs Kapitel, deren Titel im folgenden in deutscher Übersetzung wiedergegeben werden: 1. Vorausgeschickte Bemerkungen (S. 13–54). 2. Der „Bericht" von Gérard Janus: dort gehen zwei zugrunde [ein Wortspiel, im französischsprachigen Original: là, deux meurent…] (S. 55–96). 3. Albert Huck (1895–1977), Geschichte eines Pfarrers (S. 97–119). 4. Die Épuration nochmals durchspielen? [Dieses Kapitel ist eine Kritik des Buches von Weckel] (S. 121–225). 5. Die lutherische Kirche des Elsaß – ein Zufluchts- und Aufnahmeort? (S. 227–269). 6. Im Jahre 2024 seine Guillotine im lutherischen Lande herumfahren (S. 271–290).

Vorausgeschickte Bemerkungen

Im ersten Kapitel geht es um die Erträgnisse der bisherigen historischen Forschung sowie um andere Fragen, die in beiden Büchern eine Rolle spielen: die Frage des Antisemitismus, die Bedeutung der deutschen Sprache, den Umgang mit Archivalien und andere Gesichtspunkte.

Im Gegensatz zu dem, was die beiden schriftstellernden Pfarrer vorgeben, haben sich Historiker sehr wohl bereits vor ihnen häufig mit der Rolle, die die evangelische Geistlichkeit des Elsaß nach 1940 gespielt hat, beschäftigt (Veröffentlichungen werden auf den Seiten 13 bis 15 aufgezählt). Die zwei Verfasser weisen auf Pfarrer hin, die in der „résistance armée" gekämpft haben, was die meisten ihrer elsässischen Amtsbrüder natürlich nicht getan haben (S. 16), und nach dem Kriege dementsprechend hohe staatliche Auszeichnungen erhielten.[1] Daß der Maßstab, der hiermit offensichtlich aufgestellt werden soll, Verbindlichkeit beanspruchen darf, wird man mit Recht in Zweifel ziehen können. Überdies ist das Moralisieren aus dem sicheren Abstand von achtzig Jahren stets mißlich, denn die Perspektive ist verschoben.

Pierre Henri Bieber schreibt aus der Position der Defensive heraus, und die Defensive ist niemals eine gute Ausgangsstellung. Der defensiv Kämpfende verzettelt sich in unnötige Gefechte, immer im Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen. Dadurch gesteht er dem Gegner von vornherein eine Überlegenheit zu. Dieser Gefahr entgeht auch Bieber nicht (S. 17–20). Den beiden schriftstellernden Pfarrern wird mit einem dreihundertseitigen Buch viel zu viel Ehre angetan. Es wäre leichter gewesen, ihnen, die keine Historiker sind und die historische Methode nicht beherrschen, ihren blutigen Dilettantismus, der durch Voreingenommenheit und Haß überdies ins Bösartige verzerrt ist, vorzuhalten und zur Tagesordnung überzugehen – unter Verweisung auf bereits vorliegende Veröffentlichungen zum Thema.

Es war offenbar der bösartige, teilweise verleumderische Charakter der zwei Bücher, der Bieber veranlaßt hat, sich dennoch der Mühe einer so ausladenden Erwiderung zu unterziehen. Auch die Befürchtung, daß

die weiten Kreisen des „offiziellen“ Elsaß natürlich erwünschten und von ihnen mit Wohlbehagen vernommenen Behauptungen der beiden Pfarrer sich in der öffentlichen und veröffentlichten Meinung festsetzen könnten (was zum Teil schon eingetreten ist), dürfte den Entschluß, ihnen ausdrücklich entgegenzutreten, befördert haben.

Bieber gibt eine Antwort auf die Forderung der beiden Autoren, die elsässische Kirche möge sich am Beispiel der Aufarbeitungspolitik der pfälzischen Landeskirche – die keine lutherische war und ist – orientieren. Allerdings hinkt der Vergleich. Von den pfälzischen protestantischen Pfarrern waren 20 % Mitglieder der NSDAP. In der elsässischen Kirche gab es keine Parteigenossen. Zu bedenken ist, daß der in Frage kommende Zeitraum in der Pfalz um ein Mehrfaches länger als im Elsaß und dieses im Gegensatz zur Pfalz besetztes und sogar regelrecht annektiertes Land war. Zu berücksichtigen ist auch, daß die pfälzische Kirche schon seit dem 19. Jahrhundert von einem extremen theologischen Liberalismus geprägt war, der dogmatisch ganz wesentliche Teile des Christentums über Bord geworfen hatte. Die liberalen Pfarrer und Theologen sind allesamt politisch anfällig – einst wie jetzt. Einmal fallen sie auf den Nationalsozialismus herein, ein andermal auf den Marxismus und schließlich auf die „Grünen“. Exempla docent. Es ist vielleicht ein Fehler, diese Leute ernst zu nehmen. Daß der Liberalismus eine einflußreiche Strömung auch im elsässischen Protestantismus war, sei hier wenigstens angemerkt. Wir wissen es zum Beispiel aus den Jugenderinnerungen von Friedrich Lienhard. Man denke auch an Albert Schweitzer!

Die allgemeine Ausgangslage war die auf seiten des französischen Staates und seiner politischen und geistigen Vertreter bestehende Einschätzung, daß Teile des Elsaß „régions […] insuffisamment assimilées“ seien, wie sich 1948 der sozialistische Innenminister Jules Moch ausdrückte (S. 23), und daß die evangelische Geistlichkeit nach 1919 bei der Assimilation der „zurückgekehrten“ Gebiete nicht genügend mitgewirkt habe (S. 23).

Zum Vergleich sei in die Zeit nach 1870 zurückgeblendet und der Blick auf die elsässische katholische Geistlichkeit dieser Jahre gerichtet! Der katholische Klerus im Elsaß und in den Diözesen Metz und Nancy war in den Jahrzehnten vor 1870 durch Seminar und Studium sehr stark auf die französische Geistigkeit und die französische Sprache ausgerichtet worden. Dazu trug bei, daß die Bischöfe in Straßburg und in Metz stets Franzosen waren (Andreas Räß ab 1842 war eine Ausnahme) und der Grundsatz von Unterordnung und Gehorsam in der hierarchisch aufgebauten katholischen Kirche eine viel stärkere Wirkung entfaltet als im Protestantismus. Die Rücksicht auf Belange der Seelsorge in einer ganz überwiegend der französischen Sprache nicht kundigen Bevölkerung stellte sich vor 1870 den auf Assimilation abzielenden staatlichen und behördlichen Forderungen beim katholischen Klerus noch teilweise entgegen, doch war der Metzer Bischof Dupont des Loges unter dem zweiten Empire schließlich doch auf diese Linie eingeschwenkt. Zwar versuchte die deutsche Verwaltung nach 1870, den Einfluß der frankophilen Priester nach Möglichkeit einzudämmen, doch gelang das aufgrund der Autonomie der katholischen Kirche kaum. Die Delsor, Guerber, Simonis, Winterer nutzten die Möglichkeiten, die das deutsche politische System ihnen in Reichstag, Bezirkstag und Landtag bot.

Die französische Verwaltung ging nach 1919 sofort ganz anders vor. Dem obersten Staatszweck, der sprachlichen und kulturellen Angleichung der anderssprachigen Teile des Staatsgebiets, durfte sich nichts entgegenstellen. So wie das auf Korsika, im Baskenland, in der Bretagne, in Flandern war, sollte es nun auch in Elsaß-Lothringen sein. Wohlgemerkt waren gleichzeitig nicht zuletzt auf französischen Druck hin den neuen Staaten in Ostmitteleuropa mit gutem Grund Minderheitenschutzabkommen auferlegt worden! Der katholische Klerus im Elsaß setzte dem staatlicherseits ausgeübten Druck auch kaum Widerstand entgegen, die protestantische Geistlichkeit berief sich auf Rechte, deren Mißachtung in der Zeit vor 1918 zum Beispiel dem ungarischen Staat – wiederum nicht zuletzt von seiten Frankreichs – in Trianon zum schweren Vorwurf gemacht worden war. Über die Unterschiedlichkeit der Maßstäbe möge jeder sich selbst Gedanken machen!

Wie oben gesagt, sind weder Janus noch Weckel Historiker. Die Methoden, mit denen zünftige Historiker arbeiten, beherrschen sie nicht. Sie bringen in ihre Bücher aber eine andere Methode hinein, auf die sich Historiker eher selten verlassen: die Psychoanalyse. Mit deren Hilfe glauben sie aber nicht nur die Menschen, die vor 80 bis 90 Jahren gelebt haben, zu verstehen, sondern auch sich selbst – insbesondere aber andere – therapieren zu können. Weckel meint nun zu begreifen, weshalb ihm die deutschen Kirchenlieder stets in der Kehle steckengeblieben sind, wobei er zugibt, daß er manchmal unvermittelt das Horst-Wessel-Lied, „dessen Worte und Melodie meinen Geist durchdrungen haben“, trällere (S. 29). Man befindet sich mit Alice im Wunderland!

Das Elsaß wurde schon in den Nachkriegsjahrzehnten als „Land des Schweigens“ bezeichnet. Aus diesem Schweigen lesen die beiden Autoren Janus und Weckel ein – mehr oder weniger bewußtes – Verschweigen heraus. Wenn jemand schweigt oder wenn ganze Kollektive schweigen, muß das jedoch nicht auf der Absicht der Verheimlichung beruhen, sondern kann auch auf die Furcht zurückzuführen sein, etwas zu äußern, was zu äußern gefährlich ist und vielleicht sogar erhebliche persönliche Nachteile zur Folge haben könnte. Den Mund aufzumachen, um das gewünschte Narrativ – wie man heute eine vorgeschriebene Sicht auf Ereignisse bezeichnet – zu „bedienen“, war und ist dagegen niemals gefährlich. Das war nach 1945 – oder sollte man sagen: ist seit 1945? – auch im Elsaß nicht gefährlich. In Deutschland waren und sind die Verhältnisse übrigens nicht viel anders. Wer schweigt, hat entweder nichts zu sagen oder darf nichts sagen oder will – aus unterschiedlichen Gründen – nichts sagen. Letzteres muß aber nicht bedeuten, daß er absichtlich etwas verheimlichen möchte.

Da Janus in den Quellen nicht auf das gestoßen ist, was er zu finden vermutet hatte und zu finden wohl auch gehofft hatte, muß er versuchen, zu ergründen, was nicht gesagt worden ist, er konstruiert „non-dits“ (S. 35 ff.). Ohne jeglichen Beweis wirft er auf einen seiner Amtsvorgänger, den Pfarrer Albert Huck, den Verdacht des „Antisemitismus“. Er hat dafür aber nicht den mindesten Beweis. Bei dem obengenannten Kolloquium mußte Janus dann auch zurück-

rudern: „Je n'ai pas accusé le pasteur Huck d'antisémitisme." Warum hat er in seinem Buch aber den Verdacht geweckt?

Der Antisemitismus sei zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Umkreis der lutherischen Kirche sehr verbreitet gewesen, so Janus (S. 37). Das mag sein. Der Vergleich mit dem katholischen „Milieu" des Elsaß, der auch sonst nirgends vorgenommen wird, würde zeigen, daß es sich dort nicht anders verhielt. Die Verteilung der jüdischen Bevölkerung auf dem Gebiet des Alten Reiches (zu dem das Elsaß gehört hatte) war eine Folge der unterschiedlichen Judenpolitik der verschiedenen Landesherren. Da in den geistlichen Staaten Juden im allgemeinen nicht geduldet wurden, lebten in den katholischen Gebieten Deutschlands weniger Juden als in den protestantischen. Viele protestantische Landesherren hatten – aus unterschiedlichen Gründen, vorwiegend solchen wirtschaftlicher und finanzieller Art – die Ansiedlung von Juden erlaubt oder begünstigt.

Bildfälschungen und Anachronismen sind beliebte Mittel im demagogischen Kampf. Sie fehlen auch hier nicht. Fotos aus dem Berlin des Jahres 1933, den Reichsbischof Müller und ein Wahlplakat der „Deutschen Christen" zeigend, werden listigerweise (oder soll man sagen: hinterlistigerweise?) mit dem Elsaß der Jahre 1940 bis 1944 in Verbindung gebracht. Suggestivfragen unterstellen, ohne daß dies geradezu ausgesprochen wird, Fehlverhalten, so in bezug auf die Studentenverbindung „Argentina" – ohne jeglichen Beweis (S. 39). Den elsässischen Pfarrern der frühen 40er Jahre wird, nachdem sie solchermaßen ins Zwielicht gesetzt worden sind, die „lucidité" des reformierten Theologen Karl Barth entgegengesetzt. Daß dessen „lucidité" nach 1945 sehr zu wünschen übrig ließ, als er sie gegenüber dem Marxismus und dem sowjetischen Kommunismus erneut unter Beweis hätte stellen können, wird von Janus übrigens nicht gesagt (S. 38).

Bieber hat im Gegensatz zu Janus die einschlägigen Akten zur elsässischen Pfarrerschaft eingesehen – im Archiv der Église protestante de la Confession d'Augsbourg d'Alsace et de Lorraine und im Departementalarchiv zu Straßburg – und auf den erhobenen Vorwurf des Antisemitismus geprüft. Alle Vorwürfe erwiesen sich als haltlos (S. 40–42, 52–54).

Laut der beiden Autoren Janus und Weckel macht schon der Gebrauch der deutschen Sprache verdächtig. „Sie ist mit dem Siegel der Infamie bezeichnet, stellt ihre Sprecher an den Pranger, sie ist die Sprache des Feindes, die verrufene Sprache, die aufzugeben den vollen und gänzlichen Anschluß an die nationale Gemeinschaft bedeutet" (S. 42). Das Wort „allemand" wird selten in einer neutralen oder positiven Weise gebraucht. Die deutsche Sprache sei die Sprache Hitlers, schreibt Janus, „ohne sich bewußt zu machen, daß, an der Elle der von Sprechern verübten Massaker gemessen, nur wenige Sprachen noch die moralische Rechtfertigung ihrer Existenz aufwiesen" (S. 44). Dabei bequemten sich doch vor noch nicht sehr langer Zeit französische Politiker, wenn es galt, vor Wahlen gegenüber den Elsässern auf Stimmenfang zu gehen, dazu, ihre offiziellen Wahlbroschüren in deutscher Sprache ins Haus zu senden (Mitterrand, Chirac, Le Pen, Mamère, Hue). Daß stets der Vergleich mit der katholischen Kirche im Elsaß gezogen werden müßte, ist bereits oben festgestellt worden. Das gilt auch für das deutsche geistliche Liedgut. Im Jahre 1951 erschien in der katholischen kirchenmusikalischen Zeitschrift „Caecilia" in deutscher Sprache ein sechsseitiger Aufsatz über „[u]nsere Kirchenlieder", worin der Verfasser vom „deutsche[n] Kirchenlied im Elsass" spricht und die Politik der „Ausmerzung" der deutschen Sprache beklagt (S. 50). Richtig ist, daß der Übergang zur französischen Sprache mit allen Begleiterscheinungen im Bistum Straßburg rascher erfolgt ist als im elsässischen Protestantismus. Hier spielte Bischof Elchinger eine Rolle, die man je nach eigenem Standpunkt unterschiedlich werten kann. Die besonderen Organisationsformen des Katholizismus ermöglichten es, des Deutschen nicht mächtige und es zu erlernen auch nicht gewillte Innerfranzosen ins Elsaß zu versetzen. Nach Bischof Charles Brand hat kein Elsässer mehr auf dem Straßburger Bischofsstuhl gesessen (Doré, Grallet, Ravel, Delannoy).

Le « récit » de Gérard Janus : là, deux meurent…

Die Überschrift des zweiten Kapitels klingt wortspielend an den Titel von Janus' Buch („La demeure du silence" = Die Wohnstätte [auch: Das Fortwähren] des Schweigens) an. Zu übersetzen wäre: Dort gehen zwei zugrunde. In der Tat geht bei Gérard Janus zweierlei zugrunde: die Wahrheit und die Glaubwürdigkeit des Autors.

Im zweiten Kapitel (S. 55–96) befaßt sich Bieber mit dem Pfarrer Alfred Huck, dem in Janus' Buch ein große, wenn auch nicht günstige Rolle zugedacht ist. Huck war einer der Amtsvorgänger von Janus in der Pfarrei Balbronn. Bieber fragt sich, weshalb sich Janus in einer so übelwollenden Art und Weise gerade mit Huck beschäftigt. Offenbar glaubt Janus in dem Pfarrer Huck zu viele „deutsche" Züge zu erkennen, und solche Eigenschaften sind ihm ja einigermaßen verhaßt. Solche Züge meint er in der im Departementalarchiv zu Straßburg verwahrten handschriftlichen „Chronik der Pfarrei Balbronn", die Huck verfaßt hat, zu finden. Bieber zeigt auf, wie abwegig, auf völligem Verkennen des Wesens einer solchen Chronik beruhend, Janus' Urteil ist. Da dieser in der Chronik nichts Kompromittierendes liest, geht er auf die Suche nach dem „nicht Gesagten", nach den „non-dits". Auch der Schnurrbart des Pfarrers Huck muß da eine – politische – Rolle spielen. Schließlich war ein sehr berühmter Zeitgenosse Hucks ebenfalls mit einem Bärtchen geziert.

Wenn man jemandem am Zeug flicken will, wird man immer etwas finden, was sich zu diesem Zwekke eignet. Ein heutzutage beliebtes Mittel ist es, den Wortschatz einer Person durch das Sieb der „political correctness" zu jagen. Freude an Anachronismen und wohl auch ungenügende Kenntnis der deutschen Sprache lassen dann im erwünschten Sinne fündig werden. Bieber führt vor Augen, wie haltlos die Anwürfe sind, die Janus diesbezüglich gegen Huck erhebt. Dieser hat in seiner Chronik für das Lager bei Arches, in das die französischen Behörden 1940 462 Personen, die für Autonomisten oder für deutschfreundlich gehalten wurden, eingeliefert haben, darunter den Pfarrer Huck selbst, das Wort „Konzentrationslager" verwendet, und zwar schon im Jahre 1940. Das ist für Janus ein Grund für große Aufregung. Bieber zeigt, daß dieser Begriff keineswegs für die deutschen Konzentrationslager reserviert ist, daß schon

für die während des Ersten Weltkriegs im Inneren Frankreichs errichteten Lager, in denen viele Elsässer, Altelsässer und Altdeutsche, interniert waren, der Begriff „camp de concentration“ verwendet wurde.
Man könnte noch weiter in die Geschichte der vergangenen 150 Jahre zurückgreifen. Die spanischen Lager auf der Insel Kuba wurden bereits im 19. Jahrhundert als campos de reconcentración bezeichnet. Ein wenig später richteten die Engländer im Burenkrieg concentration camps ein, und das polnische Lager Bereza Kartuska, in dem in den 30er Jahren vor allem ukrainische Freiheitskämpfer einer schlimmen Behandlung unterzogen wurden, wurde ebenfalls als „konclager“ bezeichnet.
Auch was Janus an die in Hucks Chronik vorkommenden „leerstehende[n] Judenhäuser“ knüpft, ist eine billige Verkürzung. Der Mühe, sich die Umstände des Lebens der Juden in Balbronn und der Haltung von Albert Huck anhand archivalischer Nachforschungen zu erarbeiten, hat sich Janus nicht unterzogen. Ihm genügt ein Stichwort, um sich sofort in „colère“ setzen zu lassen. Und das wirft ihm Bieber mit vollem Recht vor (S. 68). Für das, was Janus über das von Pfarrer Huck angeblich einem Brautpaar übergebene Exemplar von Hitlers „Mein Kampf“ schreibt, fehlt jegliche stichhaltige Quelle (S. 69).
Auf den Seiten 71 bis 75 macht Bieber deutlich, in wie unchristlicher und eines „Seelenhirten“ unwürdiger Weise Janus vorgeht, um auf das von ihm vermutete „Ungesagte“ und Verheimlichte zu stoßen. „Der Seelsorger [dieses Wort im Text in deutscher Sprache] macht sich zum Untersuchungsrichter.“ Die Selbstgerechtigkeit ist Trumpf!
Ein anderer Pfarrer, dem Janus am Zeug flicken möchte, ist Henri (Heinrich) Klein (1880–1947), der während der Kriegsjahre Diemeringen und Mackweiler als Pfarrer betreut hat. Auch er war 1940, weil autonomistisch gesinnt, ins Lager („Konzentrationslager“) Arches eingeliefert worden und hatte, sicherlich wahrheitsgemäß, nach seiner Befreiung einen Bericht über die dort erlebte – sagen wir vorsichtig – unfreundliche Behandlung verfaßt (was ihm nach 1945 zum Unguten angerechnet wurde, weil Wahrheit leider nicht immer erwünscht ist). Bieber zeigt auf, daß 1945 nichts vorgebracht werden konnte, was die Verhängung der „indignité nationale“ gegen Klein gerechtfertigt hätte (S. 77 f.).
Der „récit“ des Pfarrers Janus entspricht wissenschaftlichen Anforderungen nicht, trägt zur Erweiterung der Kenntnisse über den dargestellten Fragenkreis nichts bei. Er fällt auf Anachronismen herein, zieht in unzureichendem Maße archivalische Quellen heran und war überdies von Anfang an überholt, insofern als bereits 2019 in einem dem Protestantismus in Lothringen gewidmeten Sammelband ein umfangreicher Aufsatz von Christiane Kohser-Spohn der „épuration des pasteurs luthériens mosellans et alsaciens en 1945“ gewidmet war, der auf der Heranziehung von Archivalien gründet und die Fragen, die Janus später stellte, schon vor ihm wirklich beantwortet hat. Als Fazit ihrer Untersuchungen stellte die Autorin fest, daß die „Reinigungsverwaltung“ („les administrateurs de l’épuration“) bei den Pfarrern nicht konkrete Vergehen, sondern lediglich die „Haltung“ („attitude“) verurteilte (letzten Endes also die Gesinnung), daß kein Pfarrer wissentlich denunziert habe, daß die Untersuchungen oftmals inquisitorisch gewesen seien und die vorgeschlagenen Strafmaße im Verhältnis zu den „Vergehen“ häufig unangemessen hoch gewesen seien.
Darauf, daß sein Buch ein „récit“, ein Bericht, sei und kein „essai“ nach den Vorschriften der Geschichtsschreibung, legt Janus in rechtfertigender Absicht Wert (S. 96). Die Rechtfertigung gelingt nicht, denn entscheidend ist die Frage, ob sein „Bericht“ Erfundenes oder Wahrheit enthält. Letzteres ist leider nicht der Fall.
Bieber stellt nun die Frage, ob Janus‘ Buch, wenn schon nicht ein Geschichtsbuch, so doch wenigstens ein Buch für die Geschichte sei, und bejaht sie. Das Buch zeige, wie es gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts, 75 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg einer moralischen Autorität möglich gewesen sei, sich als unerbittlicher Richter über Mitbrüder wegen ihrer Haltung und ihrer tatsächlichen oder angeblichen Überzeugungen während der nur vier Jahre dieses Krieges aufzuspielen, ohne das Vorher und ohne das Nachher in Erwägung zu ziehen. Das Buch sei auch das Zeugnis einer Zeit, in der ein – elsässischer – Autor beargwöhnt werden könne, weil er bei einem deutschen Verleger ein Buch in deutscher Sprache veröffentlicht habe. Angespielt wird auf das von Martin Siegwalt verfaßte und 2014 in Neuendettelsau erschienene Buch über Carl Maurer (S. 83 f.).

Albert Huck (1895–1977), l’histoire d’un pasteur

Das dritte Kapitel widmet Bieber ausschließlich dem Lebensgang des langjährigen Pfarrers von Balbronn, Albert Huck, der von Janus besonders ungerecht behandelt wird (S. 97–119). Bieber hatte diese Kurzbiographie als wissenschaftlichen Beitrag anläßlich des obenerwähnten Kolloquiums vorgetragen. Huck ist 1895 im lothringischen Postdorf als – das sei hier in Erinnerung gebracht – elsaß-lothringischer Staatsbürger und deutscher Reichsangehöriger geboren. Er war also 24 Jahre alt, als seine Heimat der französischen Republik angeschlossen wurde, wozu er nicht beigetragen hatte und was er sicherlich auch nicht begrüßt hat. Er war aber, wie alle anderen, nicht gefragt worden. Huck wirkte ab 1931 als Pfarrer in Balbronn, von wo aus er auch die Pfarreien Tränheim und Scharrachbergheim zu betreuen hatte. Im Mai 1940 wurde er – wohl aufgrund einer Denunziation – ins Lager Arches eingeliefert, woraus er von den deutschen Truppen befreit wurde. Nach der Libération wurde ihm sein Aufenthalt in Arches – nach dem Grundsatz: „Es wird schon seinen Grund gehabt haben, wenn man ihn dorthin gebracht hat“ – noch zum Vorwurf gemacht!
1945 stand er gleichsam auf der Seite der „Verlierer“ und wurde wie so viele demütigenden Prozeduren unterworfen. „Deutschfreundlichkeit“ war in den Jahren nach 1945 europaweit das schlimmste Verbrechen. Er mußte eine Loyalitätserklärung gegenüber Frankreich unterschreiben, etwas was von der „anderen“ Seite weder nach 1871 noch nach 1940 je gefordert worden war. Schändlich, was der Verfasser des zweiten hier in Rede stehenden Buches, Michel Weckel, zu diesen von den evangelischen Pfarrern geforderten Erklärungen schreibt! Ich ziehe es vor, die Worte dieses Mannes, der „Seelsorger“ sein wollte, nicht zu übersetzen: „J’éclate de rire en imaginant la tête que devaient faire des pasteurs de la filière luthérienne pro-allemande

au moment de signer un tel engagement !“ Die Worte sprechen für sich und gegen ihren Urheber (S. 113). Das Brechen der Selbstachtung der „Untertanen“ ist eine beliebte Methode aller repressiven Systeme.
Die Chambre civique in Zabern erklärte Alfred Huck 1946 für der indignité nationale verfallen, entschuldigte ihn aber gleichzeitig und entlastete ihn von der indignité nationale (S. 116) Die vorgesetzte geistliche Behörde versetzte ihn, nachdem er für einige Monate nach Pontarlier im Departement Doubs „zur Umschulung“ geschickt worden war, in die Pfarrei Sundhausen. Dort wurde er 1949 noch einmal einer Beobachtung unterzogen. Auf Veranlassung des Präfekten ging man polizeilicherseits der Frage nach, ob Huck in „nationaler“ Hinsicht nun zuverlässig sei und ob er der französischen Sprache in seinem seelsorgerischen Wirken den gewünschten Raum gewähre. Die „vertraulichen“ Erkundigungen erbrachten nichts Nachteiliges. 75 Jahre später wurde, wie sich Pierre Henri Bieber ausdrückt, in schlimmer Weise von einem Autor, der glaubte mit einem „Bericht“ ein nützliches Werk zu tun und dabei seine eigene psychoanalytische Behandlung mit Personen, die wirklich gelebt hatten, verschränkte, erneut mit dem Finger auf Huck gezeigt (S. 118).

„Rejouer l’Épuration ?“

Das vierte Kapitel (S. 121–225) ist dem Buch eines anderen Pfarrers gewidmet, dem Buch von Michel Weckel „Ces protestants alsaciens qui ont acclamé Hitler. Enquête sur les secrets de famille du réseau luthérien“, 2022 in Straßburg bei „La Nuée Bleue“ erschienen, nur kurze Zeit nach dem Erscheinen des Buches von Janus. Wie Janus vermischt Weckel Vermutungen über „Verheimlichtes“, Familiengeschichte, Soziologie und Psychoanalyse zu einem seltsamen Brei. Dabei erweist er sich als blutiger Laie im Bereich der Methoden der ernsthaften Geschichtsforschung. So wie Janus an den Pfarrern Huck und Heinrich (Henri) Klein sein Mütchen kühlt, so nimmt sich Weckel den Pfarrer von Gumbrechtshofen, Norbert Klein (1914–1982), vor. Klein war von 1941 bis 1943 Pfarrer in Niederrödern.
Der Zweig des Luthertums, der sich mit dem Nationalsozialismus kompromittiert habe („qui s’est compromise avec le nazisme“), habe sich „von einer ethnischen, historischen, theologischen und kulturellen Deutschfreundlichkeit genährt“. (Deutschfreundlichkeit ist natürlich per se ein Verbrechen.) Dann kommt, wie zu erwarten, der Vorwurf des Antisemitismus. Beweise werden nicht erbracht. Es werden nur alle Stichwörter, die geeignet sein könnten, im Leser Verdächtigung aufkommen zu lassen, zusammengebracht und vermischt: die „Deutschen Christen“, „Mein Kampf“, das „Horst-Wessel-Lied“, die „Michaelsbruderschaft“, die SS, Friedrich Spieser mit der Hünenburg und dem Stettenfels usw. usw. Der Wortschatz, den Weckel auf die lutherischen Kreise im Elsaß, insbesondere die Pfarrer, verwendet, hat weitgehend einen ungünstigen, denunzierenden Unterton: „clans“, „cliques“, „complices“, „sbires“, „ultra-orthodoxe“, „obsessions“, „abruti et fanatique“, „médiocres“, „imbéciles“ (S. 140–143). Bieber faßt den Eindruck, den dieser Schwall von „immer wiederkehrenden, allesamt stark anspielungsschwangeren, doch nicht scharf umrissenen Ausdrücken“ auf ihn macht, so zusammen: „Das gesamte Vokabular, durch das er [Wekkel] andere zu charakterisieren, zuzuordnen, herabzuwürdigen glaubt, charakterisiert im Grunde nur seine eigene Unmäßigkeit und Fieberhaftigkeit.“ Und Bieber bescheinigt Weckel eine „vollkommene Deutschfeindlichkeit“ (parfaite germanophobie).
Besonders befremdlich ist Weckels denunziatorische Zusammenstellung von Familienbezügen, die Aufstellung von Stammbäumen lutherischer Pfarrer und ihrer Familien, die als „deutschfreundlich“, „autonomistisch“, „nazistisch“ usw. abgestempelt sind. Bieber spricht zu Recht von einer Sippenhaft, in die ganze Familien genommen werden, überdies ohne daß ein Nachweis wirklicher Schuld geboten würde, wenn man nicht Deutschfreundlichkeit, heimatrechtliche Gesinnung und Festhalten an der angestammten Sprache von vornherein als schwer schuldhaft und als der strengsten Strafe verfallen ansieht (was Weckel offenbar tut). Um herabzuwürdigen und seinem Haß Ausdruck zu geben, schreckt Weckel selbst vor Vulgärem nicht zurück („Arschgentina“ für „Argentina“) (S. 149–153).
Die Zahl der falschen Tatsachen-

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

Geschäftsstelle:
Dr. Rudolf Benl
Gustav-Freytag-Straße 10 b
99096 Erfurt, Deutschland
Telefon: (0361) 3 45 65 78
E-Post: rudolfbenl@online.de

Sonderkonto:
Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Mittelthüringen
IBAN: DE84 8205 1000 0163 0748 28
SWIFT-BIC: HELADEF1WEM

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Dr. Rudolf Benl

Grafik & Satz:
Erpha Media, Erfurt

Druck:
Turtschan Werbetechnik
Bergrat-Voigt-Straße 22
99087 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen“ wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

behauptungen sind in Weckels Buch Legion. Auf den Seiten 211 bis 222 von Biebers Buch sind ohne Anspruch auf Vollständigkeit mehr als 60 Fehler, Auslassungen und Verleumdungen zusammengestellt. Genauer zeigt Bieber das an den „Fällen“ des Pfarrers Willy Guggenbühl und des Rechtsanwalts Peter (Pierre) Bieber auf (S. 154–165). Auf die bei der Cour de Justice in Zabern zu Guggenbühl erwachsene Akteneinheit ist Weckel gar nicht eingegangen. Er beschränkt sich auf die lakonische Feststellung des „classement sans suite“, ohne dessen aufschlußreiche Begründung zu erwähnen.(Guggenbühls Tatsachenbericht über die Internierung im Lager Arches wurde von der deutschen Gaupropagandaleitung verworfen, da er ungenügend zeige, wie sehr die Franzosen die Elsässer drangsaliert hätten.) Die Darstellung des Verhaltens von Pierre Henri Biebers Vater, Peter Bieber, dem bei der Épuration vergleichsweise besonders übel mitgespielt worden ist, zeichnet sich durch Falschbehauptungen und Quellenunkenntnis besonders negativ aus. Hinsichtlich der nach dem Krieg einsetzenden Épuration sei an den Ausspruch erinnert, den der (christ-demokratische!) Justizminister Pierre-Henri Teitgen im Jahre 1946 vor der Abgeordnetenkammer tat: „Nous avons fait mieux que Robespierre.“

Ein vorzügliches Objekt der Abneigung sind für Weckel die Straßburger Studentenverbindungen, vor allem die „Argentina“. Bieber weist anhand von Argentina-Mitgliedern im Pfarrerstand im einzelnen nach, wie vergeblich Weckels Bemühungen sind, die Studentenverbindung in seine ideologische „Lieblingsschublade“ zu stecken (S. 166–181).

Ebenso müßig sind Weckels Versuche, aufgrund örtlicher Wahlergebnisse den elsässischen Lutheranern eine Neigung zu Le Pens Partei anzudichten. Diese Art von Wählersoziologie ist kurzschlüssig und wirklichkeitsfremd. Das schon nahezu der Auflösung gleichkommende Zurücktreten des Christlich-Kirchlichen, an beiden der im Elsaß vertretenen christlichen Konfessionen zu beobachten – im Protestantismus dürfte diese Auflösung noch weiter fortgeschritten sein als im Katholizismus, der in allen Entwicklungen im „zeitlichen Rückstand“ zu sein pflegt –, erlaubt es längst nicht mehr, das Wahlverhalten nach konfessionellen Gesichtspunkten zu erklären.

Solange die Parteienlandschaft eine eindeutig als katholisch zu bezeichnende Partei aufwies und es noch ein einigermaßen festes „katholisches Milieu“ gab – was es aber schon seit mindestens einem halben Jahrhundert wie im Elsaß so auch in Deutschland und in ganz Frankreich nicht mehr gibt –, gingen die katholischen Stimmen in der Mehrzahl an die „katholische“ Partei. Die protestantischen verteilten sich, da es weder im Elsaß noch in Deutschland je eine konfessionell-protestantische Partei gab und die religiöse Bindung bei den Protestanten schon früher aufgeweicht war als bei den Katholiken, auf verschiedene Parteien, wobei Modeströmungen (in Deutschland: SPD, NSDAP, Grüne) eine große Rolle spielten und spielen. Bieber zeigt dies unter Berufung auf den Soziologen Bernard Schwengler überzeugend auf (S. 181–186).

Der „éléphant dans le salon“ in Weckels Buch, so Bieber, ist die deutsche Sprache – und die Behandlung, die sie seit einhundert Jahren im Elsaß erfährt. Kritik an dieser weist Weckel zurück. Er führt eine Äußerung Hermann Bicklers aus dem Jahre 1969 an, wonach im Elsaß eine Politik der „Ausrottung einer angestammten Sprache“ betrieben werde, wie sie weder in der sogenannten freien westlichen Welt noch in der kommunistischen Welt vorkomme, und bezeichnet diesen Vorwurf – den er aber listigerweise nicht auf die deutsche Sprache bezieht, wie es Bickler gemeint hat, sondern auf die elsässische Mundart – als lächerlich. In der Tat aber war zumindest in der „westlichen Welt“, also in den westlich des damaligen Eisernen Vorhangs gelegenen Ländern, eine so konsequente Sprachbeseitigung – um ein sehr vorsichtiges Wort zu gebrauchen – einmalig. Bieber zitiert hierzu verschiedene Wortmeldungen, u. a. eine Aussage von Jean-Michel Niedermeyer (S. 187): „Von jeher als Sprache des jahrhundertelangen Feindes betrachtet, wird sie schnell die Sprache des nazistischen Totalitarismus, die man ausrotten muß. […] Jede Bezugnahme aufs Deutsche, selbst wenn mit dem Französischen in der Form der Zweisprachigkeit verbunden, ist also geächtet, bestenfalls so stark wie möglich im öffentlichen Leben beschränkt. Die mundartliche Verwendung ist bestenfalls im privaten Raum geduldet. Jede Forderung nach Unterstützung der Regionalsprache wird als Akt der Deutschfreundlichkeit gedeutet, die mit dem Siegel des Verdachts der Sympathie mit dem Nationalsozialismus, zumindest eines verteufelten Separatismus bezeichnet ist.“

Dem polemischen, der Wahrheit nicht verpflichteten Auftrag seines Buches dient Weckel auch durch die Bildauswahl, wozu – es ist oben bereits angeklungen – auch Bildfälschung gehört. Ein Hitlerjugend zeigendes Foto, das 1941 während der Beisetzung von Karl Roos auf der Hünenburg gemacht worden ist, wird als aus dem Jahre 1937 stammendes Foto vom Erwin-von-Steinbach-Bund ausgegeben und dadurch der Anschein erweckt, dieser sei militarisiert gewesen. Ein Foto von der Befreiung des Lagers Arches am 20. Juni 1940 wird als Zeugnis der elsässischen Protestanten, „qui ont acclamé Hitler“, vorgeführt. Daß die Internierten, wohl sicherlich nicht allesamt Protestanten, sich gefreut haben, als sie nach fünf Wochen der Ungewißheit befreit wurden, wird ihnen offenbar nach fast 90 Jahren zum Schlimmen angerechnet (S. 191–195).

Mit dem Luthertum hat Weckel, der bis zur Gründung der Union des Églises Protestantes d’Alsace et de Lorraine (UÉPAL) Pfarrer in einer Église de la Confession d’Augsbourg war, Schwierigkeiten. Viele seiner heutigen „Amtsbrüder“ teilen diese Schwierigkeiten, was wohl einer der Hauptgründe ist, weshalb nicht nur im Elsaß und in Frankreich, sondern auch in Deutschland und anderswo sich die Kirchenräume der „offiziellen“ Kirchen leeren und – zu einem wenigstens teilweisen Ausgleich – „evangelikale“ Gruppierungen Zulauf haben (was Weckel jedoch stört und ärgert). Weckel bezeichnet sich als nicht einem Protestantismus verhaftet, „der vorgeblich offenbarte Wahrheiten, Klerikalismus und Dogmen verkündet, sondern einem areligiösen Protestantismus, der den kritischen Geist pflegt, zum Denken, zur Kultur, zu den Künsten offen“. Der Blick in die böse Vergangenheit vervollständigt für ihn das Bild des Luthertums: „Auf der einen Seite hatte man Hitler, und auf der anderen, in der Kirche, stopfte man uns den Schädel mit den zehn Geboten voll.“ Bieber merkt hier ironisch an: „Es ist wahr, daß die Öffnung hin zu den Künsten den Geboten

weitaus vorzuziehen ist, insbesondere dem achten.“ Das achte Gebot lautet: Du sollst nicht lügen (S. 198–199). Nicht ohne Grund bezeichnet Weckel sich selbst, seitdem er als Pfarrer pensioniert ist, als „pasteur en rupture“, als Pfarrer also, der mit seiner Kirche gebrochen hat.

Auf der festen Grundlage seiner historischen Unkenntnis setzt Weckel den französischen Protestantismus, der sich durch „Widerstand“ auszeichne, dem elsässischen und dem Protestantismus in den „lutherischen altdeutschen Ländern“ schlechthin entgegen, der durch „Unterwerfung“ zu charakterisieren sei. Bieber rückt diesen Unsinn im einzelnen zurecht. Was Weckel in seinem Deutschenhaß à la Hansi sonst noch vorbringt, sei ihm hier geschenkt (S. 198–202).

Als François-Georges Dreyfus das 1959 in deutscher Sprache in einem deutschen Verlag erschienene Buch des äußerst frankophilen katholischen Elsässers Marie-Joseph Bopp „Die evangelischen Geistlichen und Theologen in Elsaß und Lothringen“ in einer Besprechung als „Instrument einer Propaganda, die man verschwunden geglaubt hätte“, bezeichnet hatte, antwortete ihm Bopp mit der Bemerkung, er sei ziemlich naiv gewesen, wenn er geglaubt habe, diese Art von Verdächtigung sei aus unseren Tagen verschwunden. Er habe sich getäuscht. Bieber ergänzt in Hinblick auf Weckels Buch mit den Worten (S. 209): „Bopp wäre sehr überrascht gewesen, festzustellen, daß diese Denkweise, weit davon entfernt, verschwunden zu sein, im dritten Jahrzehnt des dritten Jahrtausends sogar neuen Schwung genommen zu haben scheint.“

Zu Weckels Buch stellt Pierre Henri Bieber abschließend fest (S. 224): „Ist dieses Werk, von Haß getränkt, wirklich die Frucht einer inneren Befriedung, die der Autor für sich in Anspruch nimmt? Man kann ernsthaft daran zweifeln. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Buch, das im übrigens weder durch christliche noch schlichtweg menschliche Tugenden glänzt, nur wegen seiner schönen Fotos, von denen mehrere falsch beschriftet sind, und wegen seiner umfangreichen Bibliographie, Beweis der Arbeit einer echten Editionsmannschaft, überleben wird. Was den haßerfüllten Inhalt betrifft, so wird er als Beispiel einer schrecklichen Verirrung und eines Mißgriffs des Verlags bleiben. Von einem Geschichtsforschungsvorhaben ist man unter dem Einfluß der Psychoanalyse zu einem hysterischen Vorgang gelangt. Doch gilt es festzustellen, daß man vor dem Hintergrund einer verbalen Gewalt von unerhörtem Ausmaß und einer wiederbelebten Verdächtigung, die durch denunzierende Anspielungen oder deutlich formulierte – aber in allen Fällen verleumderische – Denunziationen verstärkt ist, mehr denn je Mut haben muß, auch nur ein einziges abweichendes Wort zu sagen.“ Ja, es wird noch schwerer werden, dem Meinungsterror zu widerstehen und zu widersprechen.

Die Lutherische Kirche des Elsaß ein Zufluchtsort?

Im fünften Kapitel, das letztlich dem Präsidenten der Evangelisch-Lutherischen Kirche des Elsaß von 1940 bis 1944, Carl Maurer, insbesondere seiner Personalpolitik gewidmet ist, stellt Bieber Pfarrer vor, die in Deutschland aus politischen Gründen Schwierigkeiten hatten, als Pfarrer angenommen zu werden oder sich im kirchlichen Dienst zu halten, die Maurer aber in den Dienst der elsässischen Kirche übernahm und so vor dem Zugriff etwa der Geheimen Staatspolizei bewahrte (S. 227–269). Da der Text dieses Kapitel 2023 in deutscher Sprache als Aufsatz in der Bernhard Bonkhoff zum 70. Geburtstag gewidmeten Festschrift „Vestigia III“ veröffentlicht ist, wird hier nicht näher darauf eingegangen.[2] Die Abweichungen sind ganz geringfügig. Im Buch aus dem Jahre 2024 ist der Theo Fehn gewidmete Abschnitt ausführlicher, ebenso der Abschnitt über Melidonian.

Maurer hat auch Männer angenommen, deren ganze geistige Ausrichtung einschließlich der theologischen ihm höchlich widerstreben mußte – etwa im Falle von Emil Jakob Felden, der, da die Anerkenntnis der trinitarischen und christologischen Dogmen des ersten Jahrtausends unabdingbare Voraussetzung des Christseins ist, nicht mehr als Christ anzusprechen war –, doch hatte in solchen Fällen die Absicht, die Leute sicherzustellen, für ihn Vorrang.

En 2024, promener sa guillotine en pays luthérien

Die Überschrift des sechsten und letzten Kapitels (S. 271–290) nimmt auf den abgefallenen Mönch und Jakobiner Eulogius Schneider Bezug, der zur Zeit der Schreckensherrschaft mit einer fahrbaren Guillotine das Elsaß von „reaktionären“ Elementen zu befreien versuchte und schließlich – nach Paris vorgeladen – dort dem noch blutrünstigeren Robespierre und dessen Guillotine zum Opfer fiel. Pierre Henri Bieber hat das Kapitel geschrieben, nachdem die elsässische Presse – „Les Dernières Nouvelles d’Alsace“ und „L‘Alsace“ – nach dem obenerwähnten wissenschaftlicher Kolloqium nicht in sachlicher Form darüber berichtet hatte, sondern in nach Journalistenart – es gibt, wenngleich weniger häufig, auch gute Journalisten – unsachlicher und wahrheitswidriger wie oberflächlicher Art und Weise die verzerrende Sichtweise von Janus und Weckel – der seine Teilnahme als Redner beim Kolloquium kurzfristig und ohne Begründung abgesagt hatte – wiedergegeben hatte, die beiden Autoren beweihräuchernd, Pierre Henri Bieber jedoch persönlich und in verleumderischer Weise angreifend. Dessen Bitte, eine Richtigstellung abzudrukken, wurde – fast selbstverständlich – mißachtet.

Die beiden Zeitungen gehören zur EBRA-Gruppe, der wichtigsten Pressegruppe Frankreichs, die mit diesen beiden Zeitungen im Elsaß das Monopol besitzt. Zu der Gruppe gehören auch der Verlag „La Nuée Bleue“, in der Weckels Buch erschienen ist, und der Verlag „Le Verger“, in der das Buch von Janus erschienen ist.

Was Bieber außerdem veranlaßt hat, ein sechstes Kapitel anzufügen, war das Erscheinen eines weiteren Buches von Michel Weckel. Es ist 2024 herausgekommen, wiederum bei „La Nuée Bleue“ in Straßburg: Entre silence et non-dits, les protestants d’Alsace face au nazisme. Préface de Frédérique Neau-Dufour, 160 Seiten. Darin findet sich der gleiche haßerfüllte Lärm, der schon sein erstes Buch durchzogen hat und der den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit vielleicht erhebt, einem solchen Anspruch aber erneut nicht im mindesten zu genügen vermag. Neu in dem zweiten Buch ist, daß insbesondere Pierre Henri Bieber persönlich angegriffen wird. Das sechste Kapitel bietet eine Richtigstellung all der diesbezüglichen verleumderischen Falschbehauptungen. „In den Schmutz gezogen, schlichtweg Verleumdungen von seiten eines

Autors ausgesetzt, dessen Lügen und nur annähernde Wahrheiten nunmehr offenkundig sind“, stellt Bieber abschließend die Frage: „Ziehen dieses zweite Buch von Michel Weckel und sein Vorwort für die Zukunft den Rahmen der Argumentation und der Methode des im Elsaß zugelassenen Meinungsaustauschs?“

Die Erkenntnis, was zu unseren Zeiten, sicherlich in vieler Hinsicht ohnehin finsteren Zeiten, an wahrlich unchristlicher Bosheit aus der Feder von Männern, die im „geistlichen“ Dienst stehen, möglich ist, dürfte für nicht wenige bedrückend sein. Dem Buch von Pierre Henri Bieber, das die Fülle von Falschbehauptungen widerlegt und zurechtrückt, ist zu wünschen, daß es in die Hände von zahlreichen Lesern komme. Daß das der Fall sein werde, ist leider zu bezweifeln. Ein Rat, den Goethe im West-östlichen Diwan gibt, stehe hier zum Abschluß!

Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage:
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wanderer! – Gegen solche Not
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot,
Laß sie drehn und stäuben.

Dr. Rudolf Benl

Anmerkungen:

[1]Die Frage, ob der Kampf mit der Waffe in der Hand dem geistlichen Amt angemessen ist, kann gestellt werden. Hier mag der französische Standpunkt grundsätzlich ein anderer sein als der deutsche. Nach katholischem Kirchenrecht zieht sich der mit der Waffe kämpfende Kleriker eine schwere Irregularität zu. Allerdings ist die Stellung des katholischen Priesters in theologischer Hinsicht von der des protestantischen Geistlichen („Prediger“) auch völlig verschieden: ersterer ist ein Geweihter und bringt als solcher das Meßopfer dar, letzterer ist nur ein herausgehobener Laie inmitten eines allgemeinen Priestertums. Der französische Staat hat aber auch auf den besonderen Charakter des katholischen Priesters niemals Rücksicht genommen – im Gegensatz zu den deutschen Staaten, die das bis 1945 getan haben – und die französischen Priester zum blutigen Dienst an der Waffe gerufen. Das scheint bei diesen auch keine sonderlichen Skrupel hervorgerufen zu haben, und auch „Rom“ hat hiervor die Augen verschlossen. Und hatte die französische Armee nicht in völkerrechtlich verbindlicher Form am 22. Juni 1940 die Waffen gestreckt? Wie konnte dann die Fortsetzung des bewaffneten Kampfes gerechtfertigt werden? Man denke sich das Urteil aus, wenn gleiches auf deutscher Seite geschehen wäre!

[2]Aus dem Wirken Carl Maurers. Die Aufnahme verfolgter Pfarrer in die Evangelisch-Lutherische Landeskirche des Elsaß 1940/44. In: Vestigia III. Aufsätze zur Kirchen- und Landesgeschichte zwischen Rhein und Mosel. Gewidmet Dr. Bernhard H. Bonkhoff dem Siebzigjährigen. 2 Bände. Hrsg. von Mathias Gaschott und Jochen Roth, St. Ingbert 2023, Band 2, S. 795–727.

Korrekturhinweis zu:
Oliver Berggötz, Die Urgeschichte in der Chronik des Klosters Ebersheimmünster: Auf den Spuren der ersten Deutschen.
In: Der Westen, Heft 1 und 2/2023, S. 8–15

Auf Seite 13, mittlere Spalte, letzter Absatz, Zeile 4–5 wird die Handschrift 199 mit dem Lukankommentar irrtümlicherweise der Kölner Universitäts- und Stadtbibliothek zugewiesen.
Tatsächlich befindet sie sich im Bestand der heutigen Erzbischöflichen Diözesan- und Dombibliothek in Köln und gehört zum wertvollen mittelalterlichen Fundus der früheren Dombibliothek, der komplett digitalisiert allgemein zugänglich ist.

Oliver Berggötz

Mitgliedsbeitrag

Die Mitglieder der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung werden gebeten,
den **Jahresbeitrag für 2025** in Höhe von 20 EUR im Laufe der ersten Monate des Jahres 2025
auf das Konto der „Gesellschaft“ bei der Sparkasse Mittelthüringen
(IBAN DE84 8205 1000 0163 0748 28; BIC: HELADEF1WEM)
zu überweisen, soweit das nicht schon geschehen ist.
Bitte kein Bargeld und keine Schecks zusenden!

Wer den Beitrag für 2024 noch nicht entrichtet hat, möge das bitte nachholen.

Wer für im Jahre 2024 getätigte geldliche Zuwendungen eine Bestätigung benötigt und eine solche noch nicht erhalten hat, möge sich bitte an die Geschäftsstelle wenden, am besten auf elektronischem Wege:
rudolfbenl@online.de